

**VORZEIT
FRÜHZEIT
GEGENWART**

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

3/92

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart *Interdisziplinäres Bulletin*
erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig
D-8032 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel. 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editors:

Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn, Bremen
Dipl. Phys. Christian Blöss, Berlin

Titelblatt: Der Entwurf stammt von *Hanjo Schmidt* 7000 Stuttgart 1
Esslinger Str. 22

Druckerei *H. Stock* 8489 Eschenbach Marienplatz 35

Bezugsbedingungen:

Wer 45,- DM auf das Verlagskonto einzahlt (außerhalb Deutschlands bitte 50,- DM bar oder als Scheck senden), erhält das Jahresabonnement 1992, d.h. bei Erscheinen die fünf Hefte 1/ bis 5/1992.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden: 10,- DM je Heft (Doppelhefte: 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90 und 3-4/91 je 19,- DM). Jahrgänge: 1989 (1-5) = 35,- DM, 1990 (1-5) = 40,- DM, 1991 (1-5) = 40,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809
Postgiroamt München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART

Interdisziplinäres Bulletin

3. Heft, 4. Jg.

Jul 1992

Editorial

Die Aufklärung schreitet voran. So könnte man pauschal das Geschehen der letzten Monate innerhalb unserer Gruppierung beschreiben. Zum Jahrestreffen in Baden-Baden hat sich ein überraschend großer Kreis versammelt, mit der Gleichsetzung von späten Assyriern und späten Persern durch Gunnar Heinsohn scheint die Rekonstruktion mesopotamischer Geschichte in die Endrunde zu gehen und mit Karl dem Großen wird eine Zentralfigur des frühen Mittelalters aus den Angeln gehoben. Zu diesen beiden Themen gibt es neue Sonderhefte (s.S. 9 und 68).

Über die Tagung selbst wird anschließend berichtet, zwei Vorträge (Niemitz, Illig) und der Kurzbericht eines Vortrages (Heinsohn) werden abgedruckt. Außerdem tangiert Heinsohn ein Thema, über das Pelser referiert hatte, über das er aber erst später schreiben wird. Doch das Heft wird dominiert von einer linguistischen Auseinandersetzung. Es geht um die Frage, ob die klassischen Regeln des Fachs erweitert werden können und müssen, um alle Sprachverwandtschaften zu erfassen und zu begreifen. Bleibt man beim bisherigen Handwerkszeug oder gibt es Erweiterungen, wie sie - nicht wissenschaftlich - schon Arno Schmidt mit seiner Etym-Theorie vollzogen hat? Zwei konträre Standpunkte werden in drei Beiträgen vertreten (Schnee contra Kelley und Friedrich). Und dahinter steht nach wie vor die Frage, ob nicht alle Sprachen zwangsläufig miteinander verwandt sein müssen, so sie von einer Ursprache ausgegangen sind (Niemitz).

Nicht übersehen werden sollte der naturwissenschaftliche Beitrag von W. Stender, der eine - zumindest mir - ganz neue Frage zu den Landmassen aufwirft.

Leider ist das Jungfernbuch des Mantis Verlages, mein *Chronologie und Katastrophismus* sehr gebrechlich aus(einander)gefallen. Möge der Inhalt länger überdauern als der Rücken! Ich kann mich für diese Panne nur entschuldigen und, als kleines Entgelt, den Heftumfang noch einmal steigern. Apropos Heft: Es könnte sein, daß statt des nächsten Heftes ein Doppelheft erscheint, das dann später erscheinen würde. Denn vielleicht brauche ich für ein neues Buch mehr Zeit. Selen Sie also nicht über Mantis beunruhigt, falls die Wartezeit länger werden sollte. Einen schönen Hochsommer wünscht

H. 263 47.

In der Wolfschlucht

Jahrestreffen 1992 in Baden-Baden

Heribert Illig

Das Wetter schwankte zwischen schönstem Sommerwetter und Regenzeit, in den Wäldern lagerte dampfige Schwüle, aber das vom "Freischütz" her zu erwartende furchtbare Gewitter in der Wolfschlucht brach nicht los. Auch die Anlaufstelle für Anmeldungen erlebte fast keine Absagen, sondern wieder einmal eine positive Überraschung, denn statt der avisierten 35 Teilnehmer fanden sich schließlich 47 zusammen, ein sehr erfreuliches Selbstverständnis unseres Kreises.

Am ersten Abend wurde nicht nur geplauscht und das mit badi-schen Spezialitäten lockende Buffet geplündert, sondern auch ein kleiner Rückblick auf ein Jahrzehnt Rekonstruktion gehalten. Auf den Tag genau vor 10 Jahren hatte in Wolfenbüttel ein Häufchen - noch kein Dutzend - aufmüpfiger Interessierter zusammengefunden. Damals wurde, obwohl ein Schweizer als "Einfädler" zugange war, auf rechte deutsche Art eine Vereinsgründung vorbereitet. Seit jenem 29.5.1982 wurden verschiedene Initiativen gestartet, um unser Denken zu vertiefen und zu verbreiten.

Am wenigsten hat wohl die Gründung dieses Vereins gebracht, der deshalb 1988 wieder aufgelöst worden ist.

Viel wichtiger waren die **Jahrestreffen**, die ihren Sinn nicht nur darin finden, daß neueste Ergebnisse zur Diskussion gestellt werden, sondern auch das trauliche Gefühl vermitteln, daß keiner allein stehen muß, nur weil er kritisch denkt.

Von 1982 bis 1988 brachte der PAF Verlag vierzehn **Beiträge zur Rekonstruktion** von neun Autoren heraus, Publikationen, die sich zum Teil später zu Büchern mauserten.

Seit 1984 erscheinen Bulletins, erst als sporadisches, dann als immer umfangreicheres, vereinsinternes **GRMNG-Bulletin**. Von April 1984 bis Juli 1988 brachte es in 19 Nummern 76 Aufsätze von 12 Autoren. Ab Januar 1989 wurde es - nach der Vereinsauflösung - durch die jetzigen **Hefte** ersetzt. In den bisherigen 17 Ausgaben sind 134 Aufsätze von 26 Autoren erschienen.

Zuvor schon hatte sich der Eichborn Verlag ins Zeug gelegt, daß **Arbeiten** unseres Kreises in Buchform erscheinen können. Seit 1988 sind hier 6 **Bücher** von 3 Autoren erschienen. Mittlerweile bringt auch der Mantis Verlag Hefte und Bücher heraus, von denen in die-

sem Heft die Nrn. 3 und 4 angekündigt werden können. Auch der PAF Verlag kann ein neues Buch annonozieren (s.S.17).

Gegenüber der Fülle schriftlicher Darlegungen sind andere Außermöglichkeiten im Rückstand geblieben. Verschiedentlich - an Volkshochschulen und anderen Institutionen - sind von unseren "Kombattanten" Vorträge gehalten worden. Dagegen verweigert sich der universitäre Bereich - abgesehen vom letzten Ägyptologischen Weltkongreß - weiterhin strikt unseren Gedankengängen. Der Versuch, über kommerzielle Datenbanken unser Wissen zu verbreiten, wird zwar seit vielen Jahren propagiert, doch bislang ohne spürbaren Erfolg.

Bei diesem Treffen hat Gerhard Abromeit die zusammen mit Christoph Marx ausgearbeiteten Pläne für eine Neubelebung dieser und weiterer Anstrengungen vorgestellt. Die nächsten 10 Jahre werden erweisen, ob sie und andere, künftige Initiativen erfolgreicher als bislang ausfallen werden.

Die Reihe der Vorträge begann ganz unprogrammgemäß mit den beiden Dia-Vorträgen. Dies drängte sich auf, da unser schöner großer Veranstaltungsraum nicht zu verdunkeln war und außerdem erst ab Nachmittag zur Verfügung stand.

So eröffnete Peter Mikolasch die Veranstaltung in einer separaten "Dunkelkammer". Sein Vortrag zeigte uns eine Überfülle von Teppichmustern, die sich vielerorts zu fast allen Zeiten in zahllosen Varianten wiederfinden. Heribert Illig ergänzte am Abend diese Promenade rund um den Globus durch seine Analyse des proto-äolischen Kapitells (s.S. 69), die lange und lebhaft diskutiert wurde. Diese beiden Vorträge werden in ein teppichkundliches Buch einfließen, das P. Mikolasch im nächsten Jahr herausbringen wird.

Beste Resonanz verschaffte sich Franz Löhner mit seiner Dokumentation über Granitbearbeitung. Minutiös bewies er anhand malträtierteter Granitbrocken und mit vielen Dias aus einem Steinbruch, daß Granit sich von nichts Weicherem als Stahl irgendwie beeindrucken läßt. Möglicherweise wird sich die Corona nächstes Jahr in diesem Oberpfälzer Steinbruch wieder treffen.

Nach dem Mittagessen ging es den sargonidischen Assyern an den Kragen. Gunnar Heinsohn wies nach, daß die fehlenden perserzeitlichen Schichten im Zweistromland sehr wohl vorhanden, aber bislang den Assyern gutgeschrieben worden sind. Weiter konnte er Identitätsgleichungen für mindestens fünf Herrscher der späten Achämeni-

den wie der letzten Sargoniden aufstellen (etwa Artaxerxes III. = Assurbanipal). Schließlich zeigte er auch noch, daß der persische Hochgott durch dieselbe Ikone dargestellt wurde wie der assyrische. Weil ihn das am 6.7. beginnende XXXIX.^e *Rencontre Assyriologique Internationale* in Heidelberg darüber weder sprechen noch Poster zeigen läßt, wird er dort statt eines Vortrages ein ganzes Heft zum Verkauf stellen (Kurzfassung und Heftankündigung s.S. 8f).

Daraufhin leuchtete **Benny Peiser** das Problem aus, seit wann eigentlich die alten Griechen selbst von ihren "Dunklen Jahrhunderten" sprachen. Seine Antwort lautete - arg gekürzt: seit Herodot. Während von B. Peiser im Herbst eine größere Publikation zu erwarten ist, greift G. Heinsohn dieses Thema bereits in diesem Heft auf.

Thomas Riemer goß ein Füllhorn von Postulaten zu Antike und Mittelalter aus, etwa zum Daseinszweck der Klöster, indem er von seiner Suche nach "Holzhausen-Keltenschanzen" ausging. Bislang sind ca. 4500 Stätten mit Namen Holzhausen (oder sinngemäßer Bezeichnung) ermittelt, bei ihnen rund 450 "Keltenschanzen". Nachdem aber schon in einem einzigen Landkreis mehr als 100 Erdmonumente auftreten können, denen kaum ein Holzhausen gegenübersteht, wird sich der Nachweis positiver Korrelation schwierig gestalten. Ganz heikel ist die Praxis, auch dann von einer "Keltenschanze" samt "Kultschacht" zu sprechen, wenn weder der Augenschein noch Luftbilddaufnahmen noch (verunmöglichte) Grabungen irgendetwas zeigen, sondern lediglich eine Wünschelrute ausschlägt. Blindes Vertrauen in diese Fähigkeit könnte viele neue Fiktionen auf die Landkarte zaubern, die wir doch, mühsam genug, von Gelsterreichen und -städten befreien.

Einmal beim Mittelalter angelangt, machte sich **Manfred Zeller** an die mühselige Arbeit, die überbordende Vielfalt eurasischer Steppenvölker in den Griff zu bekommen. Warum bezeichneten die Byzantiner die Ungarn als Türken, warum sprachen die Franken von Hunnen und nicht von Awaren? Sind die Ungarn Baschkiren, sind die Bulgaren Teile der Hunnen, in welchem Verhältnis stehen die Anten zu den Slawen, von wo brachen die Magyaren auf? Erste Antworten auf eine Fülle an Fragen erlaubt die Archäologie Osteuropas, die inzwischen beachtliches, doch wenig beachtetes Fundmaterial vorweisen kann. Ein Artikel wird folgen.

Gehörte der Abend den Voluten antiker und mittelalterlicher Kapitelle, ging es am Sonntag **Hans-Ulrich Niemitz** um die schon klassi-

sche Frage der Stadtarchäologie: Verbindet antike und mittelalterliche Städte Kontinuität oder reißt sie jahrhundertlang ab? Die Antwort beginnt auf S. 55.

Der letzte Vortrag führte einen harten Streich gegen die größte Figur des frühen Mittelalters, gegen Karl den Großen. **Heribert Illig** verdoppelt gerade sein dort verteiltes Vortragsmanuskript von 40 Seiten (s.S. 68).

Die vorrückende Zeit und drängende Helffahrt bringt im Laufe des Sonntags die Tagungsrunde immer zum Abschmelzen. Diesmal blieben acht Teilnehmer noch länger zusammen; gemeinsam pflückten sie eine wunderliche Frucht vom Baum der Erkenntnis, die den anderen nicht vorenthalten werden soll:

War was?

Diese Tagung gab es nicht; schon der Tagungsort ist eine Fiktion. Rings ums Hotel Wolfschlucht drohen weder Wölfe noch Schluchten, nur ein sanfter Sattel ohne Pferderücken. Von einem Baden-Baden ist weit und breit nichts zu entdecken. Daß der Merkur plötzlich einer seiner Hausberge (\approx Halsberge \approx Haßzwerge \approx Latwerge) sein soll, ist eine schamlose Fiktion.

Auch archäologisch ist dieses Treffen nicht nachweisbar; weit und breit keine entsprechende Schicht, auch keine äolische oder gar proto-äolische in Volutenform.

Die Pseudo-Tagung bestand im Wesentlichen aus Verdopplungen und Verdreifachungen, wie schon das Wort Baden-Baden hinlänglich belebelegt. Durch Streichung aller sothis- und rieslinginduzierten Vervielfachungen erhalten wir nichts als Lücken, wodurch die Evidenz in Einklang steht mit der schriftlichen Überlieferung. Köchin und Tagungsleiter waren identisch, Revenant Abraham hatte Freigang mit der Wünschelrute.

Diese Niederschrift ist eine anti-/ pro-/ post-/ eman-/zipatorische Fälschung real Geleerter, nein, Gefüllter (Unerwünschtes samt Tagung bitte streichen...

Perserherrscher = Assyrerkönige?

Gunnar Heinsohn

Assyriens Könige und Eponymen erhielten ihren absoluten Zeitrahmen über biblische Vorstellungen und merkwürdige Sternberechnungen. So gelangten die Neoassyrer über die Zeitangaben für Ahab und Jehu ins -9. Jh. Die Sargoniden (Spätassyrer) erhielten über Samarias Zerstörung ihr -8./7. Jh., obwohl sie in den entsprechenden Berichten nicht einmal erwähnt werden. An Datierungsideen fundamentalistischer Bibelgläubigkeit sind auch Alt-Akkader, Neo-Sumerer und die Altbabylonier gekettet, deren König Hammurabi lange mit Abrahams Partner Amraphel (Genesis 14:1) gleichgesetzt und über diesen ins frühe -2. Jtsd. datiert wurde. Die Mitanni und Mittelassyrer schließlich gerieten über ägyptologische Sothis-Daten ins -15. bis -12. Jh., obwohl die Ägyptologen die einschlägigen Daten mittlerweile ausgemustert haben, sich von dem pseudoastronomischen Anker ihrer Chronologie also teilweise zu lösen vermochten. G. Heinsohn wirbt deshalb für die Einführung wissenschaftlicher Kriterien auch in die assyrische Chronologie.

Eine der Evidenz verpflichtete Zeitrechnung für Assyrien muß sich am archäologischen Befund orientieren. Liegen zwei Ausgrabungsschichten ohne Hiatus übereinander, dann spricht das auch für eine unterbrechungslose historische Abfolge von der unteren zur oberen Schicht. Wenn also Grundformen in Architektur, Keramik, Werkzeugen, Kunststilen, Siegeln usw. aus der unteren Schicht in der oberen fortgesetzt werden und überdies archäologisch sterile Zwischenschichten aus angewehem oder sonstwie abgelagertem Material zwischen beiden Schichten fehlen, so ist die Besiedlungsgeschichte dieser Ausgrabungsstätte kontinuierlich gewesen. Bisher werden solche Überlegungen auf die Chronologie Assyriens bestenfalls partiell angewendet.

Ein zentrales Dogma der Assyriologie besagt, daß die Sargoniden (Spätassyrer) nicht nur in Samarias Zeiten lebten, sondern überdies mit jenen Assyrern identisch seien, die nach Auskunft Herodots (*Historien* I:95, 102) den Medern und Persern vorausgingen. Gleichwohl sind die Königsnamen Ninos (Herodot) und Sharakos (Berossos) bei den Sargoniden nicht plausibel unterzubringen. Überdies ist es niemals gelungen, zwischen Schichten der Sargoniden und des Hellenismus solche der Meder und darauf dann der Perser zu finden. Da Assyrien aber das Herzland des *Medischen Großreiches* und danach des *Persischen Weltreiches* war, darf das Fehlen der so reich erhofften

Schichten dieser Imperien in Assyrien als zentrale Verunsicherung der Assyriologie gelten.

Direkt und hiatusfrei unter hellenistischen und/oder parthischen Schichten Assyriens werden mittel- und/oder neo- und/oder spätassyrische Schichten gefunden (z. B. Assur, Hamadiyah, Nimrud, Ninive etc). Bei Anwendung wissenschaftlicher Kriterien muß also in diesen Funden nach der assyrischen Kernprovinz der Perser gesucht werden. *Direkt und hiatusfrei* werden - auch nach herrschender Lehre - unter mittelassyrischen Schichten die Mitanni gefunden, weshalb bei Anwendung derselben Kriterien dieses indoarische Volk auf seine Identität mit den jetzt so rätselhaft fehlenden Medern zu überprüfen ist. *Direkt und hiatusfrei* unter mitannischen Schichten werden solche der Alt-Akkader gefunden (z.B. Billa, Chagar Bazar, Gawra, Hamadiyah, Munbaqa, Nuzi etc), weshalb sie für die vormedischen Ninos-Assyrer Herodots ins Auge gefaßt werden müssen. Ihr erster Weltreichseroberer Naram-Sin könnte zu Ninos passen und ihr letzter Herrscher Shar-Kali-Sharri wie Sharakos geendet sein.

Nach Einführung der stratigraphischen Methode in die Assyriologie erhalten somit die altberühmten Ninos-Assyrer, die mächtigen Meder und die weltbeherrschenden Perser in Assyrien endlich ihre bisher vergeblich gesuchten Schichten. Anders formuliert: Die Alt-Akkader, Mitanni sowie Mittel-, Neo- und Sargonidenassyryer - Namen, die erst seit dem vorigen Jahrhundert gehandelt werden - erhalten ihre korrekte, schon in der Antike bekannte Benennung als imperiale Assyrer, Meder und Perserzeitassyryer.

Stratigraphie Assyriens
nach Grabungsbefund

Stratigraphisch fundierte Chronologie Assyriens bei Aufgabe von Fundamentalismus und Pseudoastronomie

- | | |
|------------------------------------|---|
| (1) Hellenismus | (1) Hellenismus |
| (2) Mittel-, Neo- und Spätassyryer | (2) Assyrien als Herzprovinz des Perserreiches |
| (3) Mitanni | (3) Assyrien als Herzprovinz des Mederreiches |
| (4) (4) Alt-Akkader | (4) Assyrien als erste Weltmacht Nordasiens
(Herodot I:95, mit Ninos (Naram Sin) und Sharakos (Shar-Kali-Sharri) |

Dies ist die Kurzfassung von **Gunnar Heinsohn**:

Perserherrscher gleich Assyryerkönige? Assyrien ist auch in seiner persischen Blütezeit nicht ohne Schrift und Städte

Dieses Heft mit 144 S. und 83 Abb. (ISBN 3-928852-02-7) wird gegen Einzahlung von 25 DM auf das Verlagskonto (oder Scheck) verschickt.

Helena und Theseus

Gibt schon Herodot überzeugende Hinweise gegen ein
"Dunkles Zeitalter Griechenlands"?

Gunnar Heinsohn

"108. No 'Dark Age' of six centuries duration intervened in Greece between the Mycenaean Age and the Ionian Age of the seventh century.

109. The Heraion of Olympia was built in the 'Mycenaean' age, in the first millennium."

Immanuel Velikovsky: Theses for the Reconstruction of Ancient History; New York 1945; S. 11.

I. Das "Dunkle Zeitalter Griechenlands" und die Debatte der letzten fünf Jahre

Im Juni 1945 veröffentlichte Immanuel Velikovsky erstmals seine Einsicht, daß es ein "Dunkles Zeitalter Griechenlands" zwischen dem Untergang der priesterfeudalistischen Kultur Mykenes und der Privateigentumswirtschaft der griechischen Polis nicht gegeben hat (Velikovsky 1945, 11). Dieser später ausgebaute Befund (Velikovsky 1952) erwies sich für den Autor insofern als fruchtbar, als nunmehr die als unerklärlich geltende Entstehung der abendländischen Zivilisation durchsichtig gemacht werden konnte. Sie vollzog sich als post-katastrophische Revolution von Leibeigenen gegen die nach Einsetzen des himmlischen Friedens überflüssig gewordene Priesterschaft, deren Paläste durch die letzte Katastrophe der Bronzezeit überdies schwer in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Da die jungen griechischen Stadtstaaten sich nicht nur durch privates Grundigentum auszeichneten, sondern auch Zins und Geld entwickelten, das es im bronzezeitlichen Mykene noch nicht gab, bot es sich an, nach der ökonomischen Verbindung zwischen der neuen Eigentumsstruktur und den beiden Zentralelementen der Geldwirtschaft zu fragen, die in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften als unerklärbar galten. Insofern hat Velikovsky indirekt auch die Erarbeitung der Privateigentumstheorie von Zins, Geld, Ware und Markt angeregt, die der Autor vor zehn Jahren als Dissertation vorlegte und zwei Jahre später in Buchform erscheinen ließ (Heinsohn 1984).

Vor einem halben Jahrzehnt sah sich der Autor genötigt, das Ende Amarnas, das Velikovsky vom -14. Jh. der herrschenden Lehre in das -9. Jh. verbracht hatte, an die Wende zum -6. Jh. zu plazieren (Heinsohn 1987a; 1987b). Der nach Amarna schreibende Mitanni-König Tuschratta wies so viele Übereinstimmungen mit dem Mederkönig Cyaxares auf, daß ihre Identität unabweisbar schien. Im Velikovskyschen Schema wäre er - und mit ihm ein medisches Großreich - zweimal aufgetaucht. Gemäß Velikovsky hätten die Meder einmal Vorderasien im -9. Jh. beherrscht und gegen -830 ihren größten König verloren. Ein zweites Mal hätten die Meder - gemäß herrschender Lehre und im Einverständnis mit Velikovsky - Vorderasien im -7./6. Jh. beherrscht und gegen -585 den Tod ihres Königs Cyaxares beklagt.

Mit der Herabdatierung Amarnas in die Zeit um -600 mußte der Autor zwangsläufig auch die Spätzeit Mykenes, deren Keramik ja in Amarna gefunden wurde, gegen -600 plazieren und somit den Beginn der sich an Mykene *direkt* anschließenden Polis eindreiviertel Jahrhunderte vom herrschenden Datum -776 wegbewegen. Dieses Datum nun schien absolut festgefügt zu sein und eine Herabdatierung des Beginns der Polis auf -600 auszuschließen, bis Benny Peiser sich daran machte, die Grundlagen der Olympiadenliste von -776 bis -600 zu überprüfen und in glänzender Manier ihre Haltlosigkeit zu erweisen bzw. das neue Datum des Autors zu bestätigen (Peiser 1989, 1990).

Die herrschende Lehre, soweit sie ein "Dunkles Zeitalter Griechenlands" noch verteidigen will, hat es also mit einer Lücke von mindestens sechs Jahrhunderten zu tun, die zwischen -1200/1150 und -600/550 anzusetzen ist. Mit dieser Zeitspanne im Gedächtnis mag es von Interesse sein, sich solche griechischen Überlieferungen anzuschauen, die noch ganz selbstverständlich einen direkten Übergang von dem heute gegen -1200 datierten Troianischen Krieg der mykenischen Welt zu der nunmehr gegen -600 zu datierenden Polis voraussetzen, von einem dunklen Zeitalter also nichts wissen. Diese Passagen könnten auch solche Autoren nachdenklich stimmen, die - wie James et al. (1991) - in einer Art Kompromißbildung zwischen dem herrschenden -14. Jh. und Velikovskys -9. Jh. Amarna (und mit ihm Mykene) gegen -950 untergehen lassen. Auch wer nur 350 dunkle Jahre einführt, hat es - bei erster Mutterschaft der Mädchen mit durchschnittlich siebzehn Jahren - immerhin mit zwanzig fehlenden Generationen zu tun, deren Abwesenheit plausibel überbrückt werden muß, wenn die antiken Traditionen von einem *direkten* Übergang der

monarchistischen Welt Agamemnons zum demokratischen Leben der Polis ins Auge gefaßt werden.

Der Autor konzentriert sich dafür auf zwei ausgewählte Äußerungen Herodots, weil er kürzlich die neun Bücher der Historien in einem Zug zu lesen hatte, um eine Anfrage nach ihrer Neukommentierung in einer die Evidenzchronologie aufnehmenden Edition beantworten zu können. Er weiß, daß Benny Peiser seit längerem dabei ist, ganz andere Passagen Herodots zu untersuchen, die ihn als wesentlichen Verursacher der Vorstellung vom "Dunklen Zeitalter Griechenlands" kenntlich machen (Peiser 1992 i.V.). Wird vielleicht durch das noch ungereinigte Nebeneinander beider Elemente - also Kontinuität *und* Ferne zwischen Mykene und Polis - in ein und demselben Werk das Werden der Idee vom dunklen Zeitalter erst in Herodots Epoche gerade unterstrichen?

II. Helena und Theseus

Niemand ist im Bewußtsein der alten Griechen stärker mit dem Beginn der Polis assoziiert als Theseus, der bekannterweise als ihr athenischer Gründer gilt. Er

"ging umher und suchte Dorfgemeinden und Sippen zu gewinnen, wobei die *schlichten und armen Leute schnell seinem Aufruf Folge gaben*, während er den Mächtigen einen *Staat ohne König* vor Augen stellte. <...>

In dem Bestreben, die Stadt noch mehr zu vergrößern, berief er alle mit der *Verheißung auf Gleichberechtigung*. <...> Doch achtete er wohl darauf, daß seine *Demokratie* durch die wahllos zuströmende Menge nicht ein ungeordnetes Durcheinander würde, und schied darum als erster die drei Stände voneinander, den Adel, die Bauern und die Handwerker. Dem Adel trug er auf, den Gottesdienst zu versehen, die Beamten zu stellen, die Gesetze auszu-legen und göttliche und menschliche Rechte zu erläutern, *stellte sie aber sonst den anderen Bürgern gleich*" (Plutarch: Theseus, Kap. 24f. - Hervorhebungen von G.H.).

An Theseus als Überwinder der Leibelgenschaft ist überdies von Interesse, daß er als Sohn des *Königs* Aigeus überliefert ist, was auf eine mykenische Monarchie und gerade nicht auf irgendwelche geheimnisvollen Stammesgesellschaften in einem dunklen Zeitalter als Milieu seiner Abstammung verweist. Noch aufregender an Theseus

wirkt inzwischen, daß sein Name in Linear-B-Tafeln gefunden wurde (Geisau 1979, 751). Ob dieser mykenische Fund nun direkt auf ihn verweist oder lediglich zeigt, daß eine Name Theseus in der mykenischen Welt nicht weniger gängig war als in der ionischen, von der sie angeblich 600 Jahre entfernt war, muß dahingestellt bleiben. Die Mykenologie sieht im mykenischen Theseus einen Gott (Geisau 1979, 751). Da ein solcher aus homerischen und anderen Texten aber nicht bekannt war, wird hier ein Stück Unsicherheit eingeräumt. Die Anhänger eines *direkten und schnellen* Übergangs von Mykene zur Polis, wie er ja auch stratigraphisch nahegelegt wird (Heinsohn/Illig 1990, 288ff), neigen natürlich dazu, hier dem Revolutionär - der ja immer eine Übergangsfigur ist, die noch im Alten aufwächst, das Neue aber hervortreibt - in einer direkten Quelle zu begegnen.

Von diesem legendären Abendlandsbegründer Theseus aus dem -8. Jh. der traditionellen und dem frühen -6. Jh. der evidenzgebundenen Chronologie hieß es noch im -5. Jh. Herodots, daß er die traditionell ins -12. Jh. datierte Helena geraubt habe:

"Als einst die Tyndariden <= Spartaner nach dem homerischen Spartanerkönig Tyndareos, Vater von Helena und Klytaimnestra und Schwiegervater von Menelaos und Agamemnon - G.H.> auf der Suche nach der geraubten Helene mit einem großen Heere ins attische Land einbrachen und die Dörfer zerstörten, da sie nicht wußten, wo Helene verborgen gehalten wurde, da sollen die Dekeleer (nach anderen Dekeleos selber) aus Zorn über den übermütigen Räuber Theseus und aus Sorge um das ganze athenische Land den Tyndariden alles entdeckt und sie nach Aphidnai geführt haben, welchen Ort dann Titakos, ein Eingeborener, den Tyndariden überlieferte. Zum Lohn für diese Tat haben die Dekeleer noch heutigen Tages Abgabefreiheit und Ehrenrechte in Sparta" (Herodot: Historien IX:73).

Wichtig ist nun nicht so sehr der Wahrheitsgehalt dieser Überlieferung, d.h. die Realität einer Verbindung zwischen Helena und Theseus, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der hier zwei angeblich viele Jahrhunderte voneinander getrennte Personen zusammengesehen werden. Und nicht nur das, Herodot bringt komplette Völker - Athener, Dekeleer und Spartaner - aus der Zeit des Theseus in Kontakt mit Helena, ohne auch nur ansatzweise den Einwurf zu fürchten, daß die Schöne doch mehr als ein halbes Jahrtausend vor Theseus gelebt habe, er also Unsinn von sich gebe. Da ist beim "Vater der Geschichte" auch nicht die geringste Ahnung über ein dunkles Zeitalter zwi-

schen den beiden legendären Personen aus Mykene und Polis zu verspüren.

III. Die Nichtexistenz Spartas zur Zeit des von Sparta angezettelten troianischen Krieges

"111. The so-called Geometric ware is not a later product than the Mycenaean ware; they were products of the same age."

Immanuel Velikovsky: Theses for the Reconstruction of Ancient History, New York 1945, S. 11

Seit den Ausgrabungen von 1906-1910 wird in der herrschenden Lehre - ganz wie nach lakedaimonischem Selbstverständnis während der Frühklassik des -5. Jhs. - Sparta erst gegen "950 von einwandernden Doriern" gegründet (Volkmann 1979, 292). Nach altspartanischer Überlieferung sei das unter einem König Agis geschehen. Damit entstand die Stadt bald drei Jahrhunderte *nach* dem heute (und bereits seit der späteren Antike) geglaubten Datum des troianischen Krieges. Das verdient Aufmerksamkeit, weil dieser legendäre Krieg - der "Rachezug des Menelaos wegen des Raubes der Helene" (Herodot: Historien V:94) - ja begonnen wurde, um des Spartanerkönigs Menelaos entführte Frau Helena nach Sparta zurückzubringen. Menelaos, der als Schwiegersohn des Tyndareos in Sparta König wurde und dessen Bruder Agamemnon als Herr Mykenes das Griechenheer anführte, beteiligte sich selbst mit sechzig Schiffen an der Expedition nach Kleinasien (Illias 2, 586f).

Rein *archäologisch* gibt es eine Ortschaft Sparta erst ab ca. -850. Spartas archaische Periode - also die des Beginns der Polis - wird seit den englischen Ausgrabungen (Dawkins 1929; Boardman 1963) kurz vor -800 angesetzt. Kanonisiert wurde diese seit 1910 vertretene Zeitangabe im Jahre 1925 durch Wade-Gery in der Cambridge Ancient History. Zur gleichen Zeit schlug man von deutscher Seite sogar das Jahr -550 als Beginn der archaischen Polis vor (Ehrenberg 1925). Damit ist das traditionelle Datum von -776 für den Olympiadenbeginn, an das konventionell die Heraufkunft der archaischen Zeit geknüpft wird, für Sparta schon seit mehr als achtzig Jahren aufgegeben und um 175 bis 225 Jahre unterschritten worden.

Keramik-Stratigraphie Spartas von der Gründung bis zur Klassik
(nach Fitzhardinge 1985, 165)

Spätere Schichten

- 475 Frühklassik
 - 500 Spätarchaisch
 - 575 Früharchaisch (= Beginn der Polis, Wiederaufbau des Orthia-Tempels)
 - 625 Lakonisch II
 - 650 Lakonisch I (+ Elfenbeinarbeiten, die sonst mykenisch vor -1200 datieren, aber auch in Samos, Argos etc. ca. -600 "wieder" auftauchen)
 - 750 Geometrisch (ab -700 erster Orthia-Tempel *direkt* auf mykenischen Resten)
 - 850 Protogeometrisch (= Beginn Spartas)
-

Nicht anders als für Homer ist es auch für Herodot ganz selbstverständlich, daß ein mächtiges Sparta zur Zeit des troianischen Krieges schon lange in Blüte stand. Schließlich gedachte man dort noch zu seiner Zeit (im -5. Jh.) "des Heros Talhybios, des Herolds Agamemnon's" (Historien VII: 134):

"In Sparta hat nämlich Talhybios ein Heiligtum, und es lebten dort auch Abkommen, die Talhybiaden, deren Familie sämtliche öffentlichen Gesandtschaften übertragen werden, die Sparta ausschickt" (Historien VII: 134).

Wiederum gibt es für Herodot auch nicht den geringsten Hinweis auf ein dunkles Zeitalter zwischen dem mykenischen Sparta des troianischen Krieges und dem archaischen und klassischen Sparta, in dem sogar die Familien aus jener Zeit munter fortleben. Auch für Argos und Mykene selbst sieht er diese ungebrochene Kontinuität, wenn den Argelern das Recht auf die Führung des peloponnesischen Bundes noch im Jahre -490 schon deshalb zustehe (Historien VII: 148), weil sie ja auch im troianischen Krieg unbestritten die griechische Führung innehatten.

Der stratigraphische Befund von der Gleichzeitigkeit spätmykenischer und geometrischer Keramik (Velikovsky 1945, 11) bestätigt sich auch für Sparta. Seine vorarchaischen Schichten von -850 bis -575 mit der geometrischen Keramik *sind* diejenigen der mykenischen Zeit

und des troianischen Krieges. Eine Lücke zwischen ihnen und den Straten ab -575 haben die Ausgräber archäologisch nicht dingfest machen können. Auch die unstrittig mykenischen Reste unter dem auf -700 datierten ersten Orthia-Tempel sind von diesem nicht durch eine Wehschicht getrennt und enden deshalb auch gegen -700 und nicht etwa gegen -1200 vor dem Einsetzen eines dunklen Zeitalters. Damit gehören auch die "dreißig Siedlungen" (Fitzhardinge 1985, 24) mit mykenischen Resten, die in Lakonien - um die Stadt Sparta herum - gefunden wurden, direkt in die vorarchaische Zeit Spartas von -850 bis -575. Sie stellen keine Dörfer aus der Zeit vor -1200 dar, die noch ohne die Stadt Sparta als Metropole auskommen mußten und gewissermaßen aus einem leeren Zentrum heraus den troianischen Krieg anzettelten.

Herodots Unkenntnis über ein "Dunkles Zeitalter Griechenlands" resultiert mithin daraus, daß es ein solches nicht gab und deshalb kein Grieche ihm davon berichten konnte. Solange er sich von der Verdopplung der Geschichte in mythische und historische Epochen freihielt (dazu Peiser 1992 i.V.), lagen seine Historien durchaus nahe bei der Wirklichkeit.

Literatur:

- Boardman, J. (1963): Artemis Orthia and Chronology; in *Annual of the British School at Athens*, Bd. 58, 1ff
- Dawkins, R.M. (Hg. 1929): *The Sanctuary of Artemis Orthia at Sparta*; London
- Ehrenberg, V. (1925): *Neugründer des Staates*; München
- Fitzhardinge, L.F. (1985): *The Spartans* (1980); London
- Geisau, H. v. (1979): Theseus; in *Der kleine Pauly* (1975), München, Bd. 5, Sp.750f
- Heinsohn, G. (1984): Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike; Frankfurt/M.
- Heinsohn, G. (1987a): Withdrawal of support for Velikovsky's date of the Amarna Period; in *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, Puchheim, III (4) 13ff
- Heinsohn, G. (1987b): Appendix zum Amarna-Datum; in *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin*, Puchheim, III (6) 5 ff
- Heinsohn, G., Illig, H. (1990): Wann lebten die Pharaonen?; Frankfurt/M.
- Herodot (1963): *Historien*; übersetzt von A. Horneffer, hgg. von H.W. Haussig; Stuttgart 1963
- James, P. et al. (1991): *Centuries of Darkness*; London
- Peiser, B. (1989): Zur Kontroverse um den Beginn der antiken olympischen Spiele; Frankfurt/M. (Staatsexamensarbeit an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität)
- Peiser, B. (1990): The Crime of Hippias of Elias: Zur Kontroverse um die Olympionikenliste; in *Stadion*, XVI (1) 37ff

Kelleys Schlüssel funktioniert!

"Die metaphorische Basis der Sprache", 1992¹

Horst Friedrich

Den zahllosen Versuchen, aus dem von der Linguistik, der vergleichenden Sprachwissenschaft, bereitgestellten Material einen brauchbaren Schlüssel zum Eindringen in die uns noch verborgenen Geheimnisse der Vorgeschichte zu schmieden, blieb bisher - allem Daran-Herumfellen zum Trotz - ein wirklich überzeugender Erfolg versagt. Dies mag mehrere Gründe haben.

Erstens erwies sich, bildlich gesprochen, noch stets das Schloß als von viel zu komplizierter Bauart, als daß die einfachen Schlüssel, die man sich da zurechtschmiedete und -feilte, es hätten öffnen können. Das Aufdämmern der Erkenntnis hinwiederum, daß der Mechanismus des Schlosses doch viel komplizierter sein könne, als man dachte, wurde zweitens verhindert durch quasi-ideologische Denkmuster, die neoscholastischen Paradigmata nämlich, allen voran die unhaltbare, durchaus einer wahnhaften Zwangsvorstellung gleichkommende Idee angeblich existierender "Rassen" der Menschheit (vgl. Friedrich 1990) und eines Zusammenhanges zwischen diesen "Rassen" und den Sprachfamilien.² Drittens schließlich haben wir es, trotz Arnold Wadlers unendlich verdienstvoller Pionierarbeit (Wadler 1936), bis zum heutigen Tage nicht geschafft, zu einem wirklichen, tiefen und umfassenden Verständnis der ethnolinguistischen Evolutionsvorgänge im Verlaufe der Menschheitsgeschichte zu gelangen. Was nicht verwundern kann, fehlt doch ganz offensichtlich der derzeit dominierenden westlichen Wissenschaft - wie an unserer materialistisch-simplifizierenden Anthropologie, die noch heute der Wahnidee von "Rassen" nachläuft, exemplifiziert - das geistige Rüstzeug, in ständiger Evolution und Veränderung befindliche Phänomene wie "Volk" oder "Sprache" zu be-

1. Kelley, E. Morgan (1992): *The Metaphorical Basis of Language. A Study in Cross-Cultural Linguistics or The Left-Handed Hummingbird*; Lewiston/ New York

2. Die Verwirrung erreichte solche Ausmaße, daß etwa aus der gänzlich hypothetischen indogermanischen Ursprache auf eine real existierende "indogermanische Rasse" geschlossen wurde. Wie wenig die geographische Verbreitung der angeblichen "Rassen" derjenigen der Sprachfamilien entspricht, ist jeder besseren Übersicht zu entnehmen; etwa: "Languages of the World"; in *The New Encyclopaedia Britannica*, Vol. 22, Macropædia, 1985, 590-805.

greifen. Und um allen diesen Übelständen noch die Krone aufzusetzen, zieht viertens eine monströse Chronologie (vgl. Heinsohn, Illig) unweigerlich letztlich alle Forscher in einen Mahlstrom totaler Konfusion, aus dem es für die meisten kein Entrinnen mehr gibt.

Man muß sehr dankbar sein, daß nun ein nonkonformistischer Linguist wie Morgan Kelley, der auf bemerkenswerte Weise frei von paradigmatischen Denkmustern ist, ein Werk herausgebracht hat, das wie ein frischer, lebenbringender Windstoß wirkt, absolut imstande, die erstickenden neoscholastischen Dunstschwaden für immer hinwegzufegen. Wie frei von den üblichen akademischen Zwängen und Verkrampfungen dieser Autor ist, geht schon aus seiner über 300 Titel umfassenden Bibliographie hervor, in der "unbequeme" Außenseiter wie Velikovsky, Spanuth, Heinsohn, Illig, Touchet und Fell - die im übrigen auch im Text des Buches häufig und positiv zitiert werden - prominent vertreten sind.

Kelleys Werk handelt davon, wie die in den Sprachen verborgenen metaphorischen Elemente freigelegt, entschlüsselt und zur Herausfindung vor- und frühgeschichtlicher Zusammenhänge verwendet werden können. Er hebt hervor, daß der Linguist, um vor- und frühgeschichtliche Zusammenhänge entdecken respektive verifizieren zu können, nicht nur Kenntnis der Struktur (Grammatik, Wortschatz) möglichst vieler Sprachen haben muß, sondern daß ihm auch die Mythologien und Symboliken der verschiedenen Kulturen vertraut sein müssen, da diese zur Entdeckung und Deutung der in allen Sprachen reichlich verwendeten Metaphern (übertragene und versteckte Bedeutungen) unerläßlich seien. Als einführendes Beispiel bringt er den Namen des aztekischen Sonnen- und Kriegsottes Huitzilopochtli, der bislang mit "linkshändiger Kolibri" übersetzt wird, sich nach Kelleys Methode aber als metaphorischer Deckname für aus dem Norden kommende Händler-Krieger deuten läßt.

Kelley hat somit einen versteckten Geheimschlüssel entdeckt, mit dessen Hilfe er bisher verborgen gebliebene vor- und frühgeschichtliche Zusammenhänge - auch über interkontinentale Entfernungen - entdecken, respektive solche vermuteten Zusammenhänge verifizieren kann. Man kann diesem Werk nur rasche und weite Verbreitung, auch Übersetzungen wünschen, damit auch andere Forscher lernen, diesen Schlüssel zu benutzen. Es wird nötig sein, daß möglichst viele Forscher auf diesem neuen Gebiet ihre Befunde austauschen und in nachvollziehbarer Form publizieren, denn diese Methode scheint dem

Rezensenten halb Kunst, mit einem intuitiven Element, halb Wissenschaft im herkömmlichen Sinne zu sein, was nota bene ihren Wert nicht im geringsten mindert.

"Wir müssen oft erst ganz spezielle, vorangegangene Indoktrinationen überwinden, um in der Lage zu sein, klarer das Wesentliche einer Sache zu erkennen" (S. iii). In diesem Sinne hebt Kelley im Kapitel, das die bisher vorgelegten Glottochronologien (Datierungsschemata zur Entwicklung und Verzweigung der Sprachen) kritisch betrachtet, besonders das Verdienst von I. Velikovskij, J. Spanuth und B. Fell für eine "vorangegangene Indoktrination überwindende" Betrachtungsweise hervor. Hinsichtlich der notwendigen Chronologie-Revision scheint hier Kelley dem Rezensenten zu sehr auf Velikovskij fokussiert; dieser Mangel wird allerdings später (203ff) mehr als wettgemacht, wo - wie auch an anderen Stellen des Buches - die Heinsohnsche Rekonstruktion hervorgehoben und das Illigsche Szenario (Illig 1990) ausführlich beschrieben wird.

Im Sinne der expliziten Kelleyschen Aufforderung im Vorwort, der Leser möge mit der Lektüre des Buches an einer beliebigen, ihm als besonders geeigneter Einstieg erscheinenden Stelle beginnen, möchte der Rezensent einige Punkte des Kelleyschen Gedankengebäudes hervorheben und zunächst auf das Kapitel über "Nostratics" aufmerksam machen, in dem ein linguistisch-historischer Abriss gegeben wird, wie gewisse Forscher dazu kamen, eine - naturgemäß wie das "Ur-Indogermanische" gänzlich hypothetische - "nostratische" Ursprache zu postulieren, aus der dann, je nach individuellem Szenario, Sprachfamilien wie das Indogermanische, Hamito-Semitische, Ural-Altaische, Dravidische etc. hervorgegangen sein sollen. Dieser Einstieg wird dem in der linguistischen Literatur weniger bewanderten Leser hinlänglich Gelegenheit geben, nachdenklich die Stirn zu runzeln. Kelley unterstreicht dabei ein entscheidendes, aber oft übersehenes Faktum: "Das ganze Thema der indogermanischen und nostratischen Ursprünge ist untrennbar abhängig vom gewählten Chronologie-Rahmen" (S. 201).

Eines der wichtigsten Kapitel des Kelleyschen Opus ist zweifellos jenes über "The People of the Ankh: Deciphering Tribal Names". Bereits eine frühere deutschsprachige Arbeit Kelleys (1991) hatte den Rezensenten davon überzeugt, daß Kelleys Denkmethode auch der Schlüssel sein könnte, uns besser als bisher verstehen zu lassen, was sich eigentlich hinter den meist mit geradezu einfältiger Unbekümmertheit - als gäbe es da nicht das geringste Problem! - gebrauch-

ten Begriffen eines "Volkes" oder eines "Volksstammes" verbirgt. Denn ständig - ob bei Iberern, Skythen, Phöniziern, "Sumerer"=Chaldäern, Hyksos, Indogermanen, Kelten, den "hamito-negroiden Völkern" Afrikas, Hunnen, Arabern, Germanen oder "Indios" - stolpern wir auf dem Weg zu einem wirklichen Verständnis über das Hindernis, daß wir weder sicher sind, wie man diese Quasi-Einheiten ethnisch charakterisieren soll, noch, ob es sich eher um linguistische als um ethnische Einheiten handelt. Meist hat es sich zweifellos um ethno-linguistische Mixturen in unterschiedlichen Amalgamierungsstadien gehandelt. Der Rezensent ist deswegen dazu übergegangen, die Begriffe "Volk" und "Volksstamm", wenn er sich eindeutig ausdrücken möchte, durch den Begriff "ethno-linguistische Quasi-Einheit" zu ersetzen.

Zweifellos müssen wir auch hier erst "vorangegangene Indoktrinationen überwinden". Dann werden wir untersuchen müssen, wie der Eindruck eines "Volkes", einer "Ethnie" überhaupt entsteht und welche Realitäten ihm zugrunde liegen. Falls anders nicht weiterzukommen ist, werden wir in diese Untersuchung sogar heute vielfach - oft unreflektierterweise - noch als "esoterisch" verschrieene Gedankengänge einbeziehen müssen. Diejenigen, deren sektiererhafte Ideologiewissenschaft nichts Greifbares vorzuweisen hat, als daß die Forschung ein Jahrhundert lang stagnierte, weil neoscholastisches Widerkäuen betrieben wurde, werden die letzten sein, die uns daran hindern können.

Oberflächlich gesehen scheint es ja eine "weiße Rasse" und eine "schwarze Rasse" zu geben. Die vielen Hautfarbe-Abstufungen dazwischen, zu denen die Mehrheit der Weltbevölkerung gehört, ließen sich allerdings überzeugend nie in das Prokrustesbett von "Rasse"-Kategorien zwingen. Erst ausgedehnte kritische Studien lassen erkennen, daß dieses Denkmuster keinerlei Grundlage in der überaus komplexen ethn-linguistischen Realität auf unserem Planeten hat.

Die vollauf berechtigte gänzliche Verwerfung der Vorstellung von angeblich existierenden "Rassen" der Menschheit muß konsequenterweise dazu führen, in den "ethno-linguistischen Quasi-Einheiten" die - in ständiger Veränderung und Bewegung befindlichen - Sub-Elemente der Menschheit zu sehen. Diese Völker und Volksstämme der Umgangssprache entpuppen sich nun durch Kelleys Forschungen nicht als primär ethnische oder linguistische, schon gar nicht "rassische", sondern als durch Mythos/Religion/metaphorische Symbole/Tabus zu-

sammengehaltene Einheiten, sozusagen "Kultverbände".³ Das Faktum, daß wir heute quasi stammelnd ein Wort suchen müssen, welches einen solchen Begriff abdeckt, zeigt überdeutlich, wie sehr wir von unserer Schulwissenschaft in die Irre geführt worden sind, die uns, bildlich gesprochen, statt des "Brotens" eines verstehenden Durchblicks durch die tatsächlichen Verhältnisse nur die "Steine" eines sektiererhaft verdrehten Weltbildes gab.

Wie B. Fell, der Erforscher alter, an "unpassenden" Stellen vorkommender Inschriften (Fell 1976), gelangte auch der Sprachforscher Kelley durch seine Studien zu einer gänzlich anti-isolationistischen Sicht der Prähistorie. Er zeigt sich überzeugt, daß - neben der offensichtlichen "Diffusions-Drehscheibe" der pontisch-innerasiatischen Steppen - "eine ebenso wichtige Verbindung über Atlantik und Pazifik bestand, wobei an der Westküste Amerikas chinesischer, an der Ostküste europäisch-afrikanischer Einfluß überwog" (S. 19). Man könnte hier auch noch den Indischen Ozean, die transpazifischen Verbindungen zwischen Indien/Südostasien und Altamerika sowie die ethnischen Affinitäten zwischen Malayen/Polynesiern und gewissen Indianervölkern anführen (Friedrich 1992). Auch hinsichtlich der Menschheit auf unserem Planeten vollzieht sich also jetzt offensichtlich die gleiche Bewußtseinsveränderung, die sich zuvor schon in unserem Verständnis der Erde-Kosmos-Zusammenhänge eingestellt hatte.⁴ Allenthalben sieht man nämlich derzeit das überaus treffende Verdikt der "New-Age"-Forscherin A. Kowalski bestätigt: "Das Weltbild / geschlossener, begrenzter Systeme / ist von Menschen gemacht. / Im Universum gibt es keine geschlossenen Systeme" (Kowalski 1991).

Zwar zeigt sich Kelley überzeugt, daß der amerikanische Kontinent durch mehrere asiatische Einwanderungswellen besiedelt wurde, er rechnet aber wie Fell daneben mit zahlreichen anderen "Trans-

3. Hierzu etwa das ungemein verdienstvolle Pionierwerk von Elisabeth Neumann-Gundrum (1981). Obwohl von Establishment-Wissenschaftlern "abgesegnet", enthält es doch allerhand für die Sprachdeutung und Vorgeschichtsforschung möglicherweise fruchtbare "esoterische" Gedanken.

4. Schon früh in unserem Jahrhundert dokumentierte sich das wieder ins abendländische Oberflächenbewußtsein drängende Verständnis eines Erde-Kosmos-Zusammenhangs in Hörbigers Weltelehre (Fauth 1912). Auch wenn sich Hörbigers Gedankengebäude letztlich im Hauptpunkt als barock-individualistische Irrlehre erwies, bleibt es in mehrfacher Hinsicht (u.a. Prähistorie, Kataklysmen) immer noch höchst studierenwert.

fusionen" aus anderen Weltteilen.⁵ So befähigt ihn der Gebrauch seines "Schlüssels", die Pochteca der maya-aztekischen Überlieferung mit den Firbolg des vorkeltischen Irland gleichzusetzen und sie als bronzezeitliches Seefahrer-Händler-Volk zu entschlüsseln (S. xiii, 41f). Man darf gespannt sein, ob sich am Ende ihre Identität mit den weltweit agierenden "Redin" Thor Heyerdahls (1986) herausstellen wird.

Wie sehr wir unseren Horizont noch werden weiten müssen und wie viel Arbeit noch zu tun bleibt, dokumentiert Kelley, indem er weltweite Verbindungen zwischen Völkern herausarbeitet, in deren Namen das Morphem DAN steckt (S. 76f). Dieses verbindet athabaskische Indianervölker mit keltisch-germanischen "Tuatha"-Völkern wie mit dem mykenischen Griechenland und mit Kanaan. Kelley erwähnt ebenso die mutmaßlichen Zusammenhänge zwischen den athabaskischen Dene und den Han-Völkern Chinas (Stewart 1985) und verweist auf die keltischen Elemente bei den Dene (Stewart 1988), die entweder über das "italo-keltische" Tocharisch oder einen späteren transatlantischen Kontakt mit der keltischen Welt zustande gekommen sein könnten.

Im Kapitel über die "Skytho-Semiten" hätte der Rezensent gerne eine Klarstellung entdeckt, wie sich Kelley das Verhältnis von diesen zur bisher vielberufenen "turanischen Rasse" denkt, aber dieser Begriff kommt in seinem Werk überhaupt nicht vor. In welchem Verhältnis stehen die heutigen, von Ungarn bis China verbreiteten "turanischen Völker" zu den alten Skythen, zu Kelleys "Skytho-Semiten" und zu den "Turkvölkern", etwa den Chasaren oder Uiguren? Dies zu erforschen wäre von Interesse. Im übrigen möchte der Rezensent anregen, daß Kelley sich in einer Neuauflage auch an das Rätsel der Kurden wagt. Oft bringt ja gerade die Beschäftigung mit schwierigen Problemen wertvolle neue Erkenntnisse.

Literatur

Fauth, Philip (1912): Hörbigers Glazial-Kosmogonie; Leipzig

Fell, Barry (1976): America B.C.; New York

Friedrich, Horst (1990): Les prétendus races humaines ou Les dangereuses chimères de

5. S.a. die von Marcel Homet vorgetragene These (1958), wonach die Cromagnon-"Rasse" und die Magdalénien-Kultur sich nach Nord- und Südamerika ausgebreitet haben.

- la Néo-Scholastique; in *Méditerranée*, Nr. 40
- Friedrich, Horst (1992): The Continent of Hiva. Did quasi-Continental Landmasses in the Mid-Pacific survive until as late as 1576?; in *Pursuit* 22 (1)
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.
- Heyerdahl, Thor (1986): Fua Mulaku. Reise zu den vergessenen Kulturen der Malediven; München
- Homet, Marcel (1958): Die Söhne der Sonne; Olten/Freiburg
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- Illig, Heribert (1990): The Past Comes Down; in *New Antiquities Research Association (NEARA) Journal*, Vol. XXV, Nr. 1 & 2, S. 27-31 (erschienen 1991)
- Kelley, E. Morgan (1991): Die Entzifferung der Stammesnamen: Deutsch und die Franken; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (5) 53
- Kelley, E. Morgan (1992): The Metaphorical Basis of Language. A Study in Cross-Cultural Linguistics or The Left-Handed Hummingbird; Lewiston/New York
- Kowalski, Almut (1991): Raum im Herzen; in *Über 40*, Nr. 1
- Neumann-Gundrum, Elisabeth (1981): Europas Kultur der Groß-Skulpturen; Gießen
- Stewart, Ethel (1985): The Han Tribes of the Dene; in *ESOP*, Vol. 13
- Stewart, Ethel (1988): Celts and the Dene; in *ESOP*, Vol. 17
- Wadler, Arnold (1936): Germanische Urzeit; Basel (Nachdruck Wiesbaden, o.J.; 1980)

Dr. Horst Friedrich, 8031 Wörthsee-Auling, Hauptstraße 52

.

E. Morgan Kelley:
The Metaphorical Basis of Language
A Study in Cross-Cultural Linguistics or
The Left-Handed Hummingbird

Bezugsquelle: The Edwin Mellen Press, Ltd., Lampeter, Dyfed, Wales; United Kingdom SA48 7DY. Preis incl. Versand: 22,47 £, wenn der Scheck einer britischen Bank an die Adresse in Wales geschickt wird.

.

Vom Verlag abzugeben:
Neues, unbenutztes Notebook: **Travelmate 2000** (Texas Instruments)
2'86 / RAM 1 MB / Hard Disk 20 MB / externe Floppy Disk 3,5'
kleiner DIN A4 / 1950 g leicht! / MS-DOS 4.0 / Laplink
Kaufpreis: 1.999,- DM

Zum "indogermanischen Stammbaum"

E. Morgan Kelley

Im vorletzten Heft hat Angelika Müller etliche Fragezeichen hinter meinen sprachwissenschaftlichen Ansatz gesetzt und zugleich auch die gesamte Denkweise der traditionellen genetischen Sprachtheorien in Frage gestellt. Ich möchte ihr mein Einverständnis anbieten, indem ich meine Gedankengänge etwas ausführlicher erkläre.

Zunächst habe ich keine besondere Vorliebe für die traditionelle Sprachwissenschaft, insofern sie uns das seltsame Bild einer einheitlichen genetischen Entwicklung sämtlicher "indogermanischen" Sprachen darbietet. Vertreter der verschiedensten Meinungen zitieren dieselben "materiellen Tatsachen" (z.B. archäologische Funde, sprachchronologische Betrachtungen), um zu beweisen, daß die Urheimat der Indogermanen unbedingt in Skandinavien, ein andermal in Anatolien oder nördlich des Schwarzen Meeres respektive sogar am Aral-Sees gelegen haben könne.

Die meisten amerikanischen und slawischen Anthropologen bevorzugen als indogermanische Urheimat die eurasischen Steppen. Der Engländer Colin Renfrew und einige amerikanische (z.B. John Bengtson) und russische (z.B. Gamkrelidze/Ivanov) Kollegen fordern eine anatolische Heimat, aber das scheint nur eine Variante der "südöstlichen" Schule zu sein. Unter den europäischen Sprachwissenschaftlern (z.B. Häusler; vgl. Mallory 144ff) ist mitunter die These der skandinavischen Urheimat sehr beliebt. Andere, z.B. Jürgen Spanuth und Otto Zeller, haben die klarsten und besten Gründe erwähnt, warum wir eine Heimat der Indogermanen nahe dem Atlantik zu suchen haben.

Einfach gesagt: Es können nicht *alle* recht haben. Oder vielleicht doch!? Mir scheint es durchaus möglich zu sein, daß die sogenannten Indogermanen bereits ein Gemenge waren, als sie die historische Bühne betreten. So scheinen die Germanen und die Kelten (also die "Teutonen", vgl. Kelley 1991) von "Anfang" an im Norden und im Westen gelebt zu haben (der Nordwestblock von W. Meid; vgl. Mallory 244ff). Die ersten, geschichtlich nachweisbaren Bewegungen oder Wanderungen dieser Urvölker scheinen *nach Süden bzw. nach Osten* gerichtet gewesen zu sein, zum größten Teil den Flüssen entlang. Jedoch gibt es unter den Indogermanen einen sehr wichtigen Anteil an Steppenvölkern (Skythen, Arier), die höchstwahrscheinlich nur im Osten ihren Ursprung haben können, da sie seit Jahrtausenden dort archäologisch

und kulturell nachweisbar sind. Ein südlicher Anteil (Iberien, Italien, Illyrien) könnte wohl aus Nordafrika stammen (vgl. Touchet).

Der sogenannte indogermanische Stammbaum, der uns ein so schönes einheitliches Bild der gemeinsamen genetischen Urväter (und -mütter) suggeriert, mag wohl, wie A. Müller andeutet, dem darwinistisch-wissenschaftlichen Wunschdenken des 19. Jhs. entsprungen sein. Daß es eine Verwandtschaft zwischen den slawischen, germanischen und italischen Sprachfamilien gibt, kann niemand leugnen. Ohne Zweifel besteht eine sprachgenetische Verwandtschaft zwischen Deutsch, Holländisch, Englisch, Norwegisch usw. einerseits und Latein, Französisch, Spanisch, Portugiesisch usw. andererseits.

Aber man hat immer noch nicht klargestellt, ob diese Verwandtschaft eine urgenetische oder bloß eine zeitlich-räumlich "zufällige" ist. Eine sprachgenetische Verwandtschaft braucht überhaupt nichts mit einer ethnischen zu tun haben. Die Preußen sprechen (eine Art) Hochdeutsch, sind aber *dem Stamm nach* Balten; die Franzosen sprechen eine aus dem Volklatein entwickelte Sprache, sind aber "genetisch" (biologisch) Kelten; die Bewohner Haitis stammen aus Afrika, sprechen aber Französisch, während die Afro-Amerikaner der USA Englisch sprechen. (In diesem Zusammenhang zeigt uns Dr. H. Friedrich, 1992, sehr schön, daß es sich oft um eine Amalgamierung von Stämmen handelt, besonders bei den "Skythen", S.54). Es geht also nicht um *biologisch-genetische* Entwicklungen, sondern um *sprachgenetische* Entwicklung, die nach bestimmten Regeln der Laut- und Formenlehre strukturell festzustellen ist.

So ist es durchaus möglich, daß die Indogermanen, die wir im letzten vorchristlichen Jahrtausend kennenlernen und bei denen der größte Anteil der traditionellen Sprachwissenschaftler den Stamm des Sprachbaums zu finden glaubt, im Grunde schon damals nur ein Amalgam ursprünglich unverwandter Völker und Stämme waren.

Diese Theorie ist aus zwei Gründen beachtenswert: Erstens erklärt sie die ethnischen Unterschiede, die von sehr früh an unter den "Indogermanen" zu finden sind, und zweitens paßt sie sehr wohl in den Rahmen der Theorien der katastrophenbedingten vorchristlichen Völkerwanderungen von I. Velikovsky. Mit dem ersten Punkt haben die meisten westlichen (hauptsächlich amerikanischen) Sprachwissenschaftler fast keine Probleme, aber der zweite leidet immer noch unter einem frustrierenden Nicht-wissen-Wollen der traditionellen Historiker.

Zu diesem zweiten Punkt bringe ich eine Behauptung, die zunächst aberwitzig erscheint: Wir müssen den sprach- und geschichtswissenschaftlichen Fakten den Vorzug geben, wenn sie mit den archäologischen nicht übereinstimmen! Ich nenne zwei Gründe zugunsten meiner Behauptung:

1) Velikovsky betont die Notwendigkeit, das Beachten von Mythen- und Legendenmaterial zu berücksichtigen; wird es übergangen, werden archäologische Funde leicht fehlinterpretiert.

2) Ohne eine sprachgeschichtliche Erklärung des historischen Befundes aus dem 19. Jh. würden wir aus den zahlreichen archäologischen Funden chinesischen Porzellans schließen, daß es im 18. Jh. eine große Einwanderung chinesischer Herrenvölker nach Europa gegeben haben müsse.

Zwei weitere Punkte aus dem Aufsatz von Frau Müller möchte ich noch behandeln.

- Obwohl Falbs Buch von 1883 und das zitierte Werk von Fester (Müller 46) interessant sind, muß heute das Werk von Prof. Barry Fell mit seiner wohlbegründeten Behandlung des kulturellen Austauschs zwischen Alter und Neuer Welt berücksichtigt werden (vgl. auch Schildmann 1990). Alles, was Falb und Fester von der Anden-Gegend zu sagen haben, läßt sich nicht nur genealogisch, sondern auch durch Einwanderung fremder Stämme, also *nicht-genealogisch* erklären.

- Die zitierte Theorie von Johannes Schmidt (die "Wellentheorie") hat die frühere "Stammbaumtheorie" von August Schleicher nicht zu-nichte gemacht, sondern sie nur erweitert. Erst bei späteren, nachahmenden Sprachwissenschaftlern kam es zu einem scheinbaren Bruch zwischen beiden Schulen. Die Grundprinzipien *beider* Schulen sind von einfacher, unleugbarer Klarheit und bleiben unversehrt.

Trubetzkoy, den Müller auch zitiert, hat kürzlich den Versuch gemacht, die **polygenetische** Abstammungstheorie der Sprachen (und konsequenterweise auch der Menschen überhaupt) wieder zu beleben - im Gegensatz zu der **monogenetischen** (beide Theorien lassen sich durch "die Tatsachen" untermauern). Dabei soll die "indogermanische" Sprache eine Vermischung ursprünglich unverwandter Sprachen sein. Dieser hundertjährige Streit zwischen den beiden "Schulen" wird auch in der *Entfaltungstheorie* von O. Höfler (vgl. auch R. Schützelchel) behandelt.

Gegen die Theorien von Trubetzkoy (also auf der Seite der monogenetischen Gruppe) stehen der Brite Colin Renfrew und sein ameri-

kanischer Kollege John C. Kerns. Auch im Journal der *Association for the Study of Language in Prehistory* ("Mother Tongue") ist sowohl ein Plan der Sprach- (bzw. Menschen-)Familien, die sogenannte Alhenvald-Angenot-Taxonomie (eine *Einordnung* von Alexandra Aihenvald und Jean Pierre Angenot (1989), als auch ein daraus entwickelter Großplan (vgl. Fleming 1991; s. unten S. 31) zu finden.

Mir scheint dieser noch größere Stammbaum aus zwei Gründen nicht akzeptabel: 1) Er berücksichtigt Velikovskys Theorien nicht und wurzelt deshalb auf schwankendem Boden; 2) die "Astlängen" sind selbst ohne Velikovsky zu groß. Die mathematischen Argumente (vgl. Lo Bello/Weir u. J. Greenberg, 341-344 <"Joos Function">) sind hauptsächlich deshalb unbefriedigend, weil sie die "chaotischen" Ereignisse der menschlichen Geschichte (Kriege, Ein- und Auswanderungen, Eroberung eines fremden Sprachraums usw.) nicht genügend in Betracht ziehen. Ausführlicheres zu diesem Thema ist in dem Kapitel "Genetics: The Struggle for Supremacy in the Field of Reconstruction" meines soeben erschienenen Werkes *The Metaphorical Basis of Language* (S. 182-206) zu finden.

Ich nehme gerne an, daß Drobin (Müller 47) recht hat mit seiner These zu den archetypischen Grundlagen des Stammbaumes überhaupt. Die Sache läßt sich sehr schön erklären durch eine Art "Kollektive Verdrängung" (Marx und Heinsohn, zitiert bei Müller 48). Gemäß Velikovsky muß vor drei Jahrtausenden eine große, wahrscheinlich weltweite "Völkerwanderung" stattgefunden haben. Dann kann unmöglich ein genetisch direkt von einem Urvater (bzw. von einer Urmutter) abstammender "reiner indogermanischer" Stamm eine realistische Alternative sein.

Zu der Frage: Wer sind also die Teutschen, die Skythen usw.? darf man vielleicht annehmen, daß das eher Kultus- als Sippennamen sind. Jene mehr als drei Jahrtausende alte, genetisch "reine" Menschenfamilie läßt sich nur schwer (wenn überhaupt) feststellen; die kulturellen Gegenstände und Vorbilder müßten wohl viel älter sein. Zu ihnen gehört der "lahme Schmied". Gegen die disbezüglichen Behauptungen von Frau Müller (und die Arbeiten von G. Lüling) habe ich nichts; im Gegenteil finde ich sie höchst interessant. Die Namenskunde (Onomastik) ist ein sehr hilfreiches Mittel, bei dem Stammesnamen (zumal die verwandten Mythen und Legenden) dazu benutzt werden, die Wanderungen der Kulturgruppen nachzuvollziehen.

Mein "sprachwissenschaftlicher Ansatz" geht also davon aus, daß die traditionellen Sprachwissenschaftler mit allen ihren Theorien hie und da falsch getroffen haben. Wenn es nur *eine* Urhelmat der Indogermanen gegeben hat, dann muß 1) entweder die eine oder die andere Schule (Skaninavien, Schwarzes Meer usw.) unrecht haben oder 2) die Verzweigung vor einer - von jenen nicht akzeptierten - weltweiten Katastrophe (à la Velikovsky) stattgefunden haben. Verschiedene Theorien sind mindestens teilweise einleuchtend; man darf aber keine davon unkritisch annehmen. Gleichfalls sollte man weder die archäologischen noch die sprachwissenschaftlichen Theorien unkritisch als zwangsläufige Grundlage der Geschichte annehmen, obwohl man den sprachwissenschaftlichen (im losen Sinne von Legenden, Mythen, mündlichen und schriftlichen Überlieferungen) anstatt der "reinen", unempirischen Logik des menschlichen Gehirns (wegen der inneren Widersprüche) den Vorrang als Erklärungsmittel geben muß.

Bibliographie

- Aihenvald, Alexandra / Angenot, Jean Pierre (1989): *Arvore Integrada das Evidências Linguísticas, Bio-Genéticas e Arqueológicas*
- Bengtson, John D. (1990): "An End to Splendid Isolation: The Macro-Caucasian Phylum"; in *Mother Tongue* (10) 26-32
- Fell, Barry (1989): *America BC.*; New York
- Fleming, Harold C. (1991): "A New Taxonomic Hypothesis: Borean/Borealean"; in *Mother Tongue* (14) 49-63
- Friedrich, Horst (1992): "Das Jiddische und die Herkunft der Baiern"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* IV (1) 51-56
- Gamkrelidze, Thomas / Ivanov, V.V. (1984): *Indo-European and the Indo-Europeans: A Reconstruction and Historical Typological Analysis of a Protolanguage and Proto-Culture. Parts I and II*; Tbilisi
- Greenberg, Joseph (1987): *Language in the Americas*; Stanford, CA
- Höfler, O. (1957): "Die 2. Lautverschiebung bei Ost- und Westgermanen"; in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, Band 79, 161-350
- Kelley, E. Morgan (1991): "Die Entzifferung der Stammesnamen: Deutsch und die Franken"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (5) 53-64
- Kelley, E. Morgan (1992): *The Metaphorical Basis of Language. A Study in Cross-Cultural Linguistics or The Left-Handed Hummingbird*; New York
- Kerns, John C. (1990): "Review of Colin Renfrew, *Archaeology and Language: The Puzzle of Indo-European Origins*"; in *Mother Tongue* (10) 1-12
- Lo Bello, Anthony / Weir, Maurice D. (1983): "Glottochronology: An Application of Calculus to Linguistics"; *Modules and Monographs in Undergraduate Mathematics and*

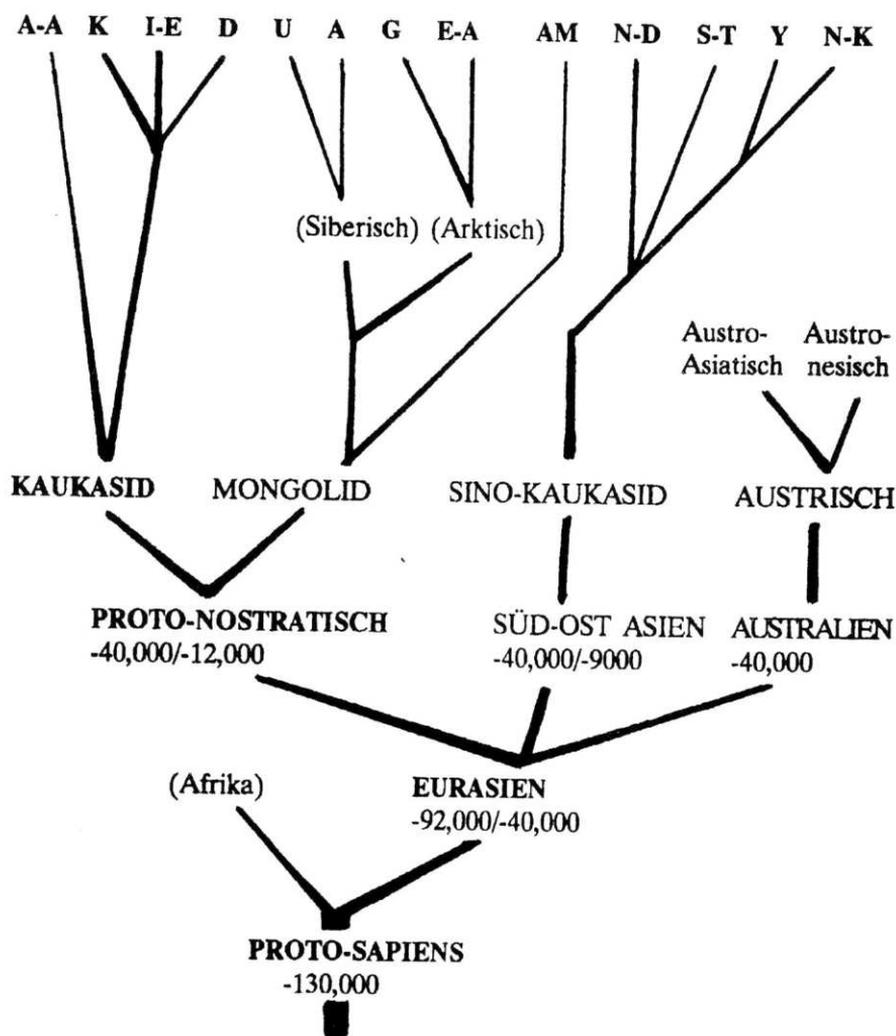
- Its Application Project* (UMAP: Unit 334); Arlington, Massachusetts
- Mallory, J.P. (1989): In Search of the Indo-Europeans; London
- Müller, Angelika (1992): "Indogermanische Ursuppe?"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* IV (1) 45-50
- Niemitz, Hans-Ulrich (1990): "Die gemeinsame Wurzel aller Sprachen"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* II (2-3) 116f
- Renfrew, Colin (1988): *Archaeology and Language: The Puzzle of Indo-European Origins*; Cambridge
- Schildmann, Kurt (1990): "Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch-sumerischen Expeditionen um -500 nach Mittelamerika"; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* II (1) 25-30
- Schutzzeichel, R. (1964): "Neue Funde zur Lautverschiebung im Mittelfränkischen"; in *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Band 93, 19ff
- Spanuth, Jürgen (1979): *Die Atlanter*; Tübingen
- Touchet, Jacques (ab 1988): "La Grande Mystification"; in *Méditerranéa*, Nrn. 30ff
- Zeller, Otto (1985): *Am Nabel und im Auftrag der Geschichte*; Osnabrück
- Prof. E. Morgan Kelley, The College of William and Mary, Department of Modern Languages, Williamsburg, Virginia 23185, USA

Legende zur nebenstehenden Graphik:

(Abkürzungen wie auf der Graphik von links nach rechts)

- A-A Afro-Asiatisch (bis -11.000)
- K Kartvelien
- I-E Indoe-Europäisch (bis -4.000)
- D Dravidien (bis -4.000)
- U Uralsisch (bis -6.000)
- A Altäisch
- G Gilyak
- E-A Eskimo-Aleut (bis -3.000)
- AM Amerind (bis -11.000)
- N-D Na-Dene (bis -7.000)
- S-T Sin-Tibetisch
- Y Yenisseean
- N-K Nrd-Kaukasid

*Die Alhenvald-Angenot(-Fleming) Taxonomie
der Menschen- und Sprachfamilien*



Kritik an Kelleys Aufsätzen

Oliver Schnee

An dieser Stelle reagiere ich auf die Artikel "Mithras und Perseus", "Phonologische Veränderungen" und "Die Entzifferung der Stammesnamen. Deutsch und die Franken" von E. Morgan Kelley (1990, 1991, 1991a) in dieser Zeitschrift.

Diese Kritik ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werde ich versuchen, eine auch für Laien verständliche kurze Einführung in den Begriff und das Wesen von Lautgesetzen und Entlehnungsbeziehungen zwischen Sprachen zu geben. Im zweiten Teil möchte ich dann im einzelnen und der Reihe nach auf die obengenannten Aufsätze eingehen. Hieran wird sich eine kurze Nachbemerkung anschließen.

Zu den Lautgesetzen

Lautgesetze sind keine Gesetze im naturwissenschaftlichen oder im juristischen Sinn. Sie beruhen auf Empirie. Lautgesetze sind Beschreibungen des Wandels von Sprachlauten. Sie sind folgenden allgemeinen Regeln unterworfen:

1. Ein Lautwandel ergreift entweder *alle Vorkommnisse eines Lautes in einer Sprache* oder *alle Vorkommnisse, die unter bestimmten Bedingungen auftreten*, z.B. alle /r/¹, die vor einem Konsonanten oder am Wortende stehen usw. Lautgesetze dürfen also nicht nur für ein einziges Wort aufgestellt werden, wenn es noch andere Wörter gibt, die den gleichen Laut unter den gleichen Bedingungen enthalten.² Kel-

1. Mit Schrägstrichen werden nach international anerkannter linguistischer Verfahrensweise **Phoneme** ("lautliches Segment als linguistische Einheit, die zur Unterscheidung nächstgrößerer Einheiten [...] dient", Meyer 1976) bezeichnet, mit eckigen Klammern **Phone** (Laute, Realisierungen von Phonemen), mit spitzen Klammern **Grapheme** (Wiedergabe eines Phonems oder Phons in der Schrift). Große Buchstaben dienen normalerweise als **Coversymbole** (Symbole für eine Klasse von lautlich verwandten Phonemen). Kelley benutzt sie irrigerweise zur Bezeichnung von Phonemen.

2. Lautgesetzliche Wortformen können durch *Analogiebildungen* nach vertrauten Mustern ersetzt werden. Das Analogon muß eine Form mit der gleichen Funktion sein. So wird zu **backen** im Präteritum nach dem Muster **kaufen** - **kaufte** eine Substandardform **backte** (anstatt **buk**) gebildet.

ley stellt reihenweise, man könnte sogar sagen prinzipiell, Lautgesetze auf, die immer nur für ein einziges Wort gelten bzw. die er nicht durch Parallelbeispiele *aus derselben Sprache* untermauert (dazu weiter unten).

2. Lautgesetze gelten immer nur für eine Sprache oder gar nur für eine Variante (Dialekt, Soziolekt, Idiolekt) einer Sprache. Eine Entwicklung in einer Sprache beweist daher keine Entwicklung in einer anderen Sprache, sondern höchstens die generelle phonetische Möglichkeit des betreffenden Lautwandels. Daher kann man z.B. postulierte altpersische oder altgriechische Lautgesetze nicht mit Parallelen aus dem Althochdeutschen unterstützen (siehe unten). Der Nachweis, daß ein angenommener Lautwandel wirklich stattgefunden hat, kann nur aus der betreffenden Sprache selbst erbracht werden, indem nämlich gezeigt wird, daß der betreffende Laut sich entweder immer oder unter den angenommenen Bedingungen immer so und so verändert hat.

3. Lautgesetze sind weiterhin nicht nur sprach-, sondern auch zeitgebunden, d.h. sie sind einmalig. Ähnliche oder gar gleiche Veränderungen können zwar zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten immer wieder auftauchen, sind dann aber auch immer wieder neu zu belegen und haben über ihre Gleichartigkeit hinaus keinen engeren Zusammenhang.

4. Lautgesetze wirken nur in einer Richtung, d.h. ein Input durchläuft eine Prozedur und ergibt einen Output. Ein Lautgesetz bedeutet nicht, daß zwei Laute miteinander in Beziehung gesetzt werden und dann beliebig vertauscht werden können.

5. Lautgesetze müssen eine gewisse phonetische Wahrscheinlichkeit haben. Lautwandel vollzieht sich in kleinen Schritten, von einem Laut zu einem *ähnlichen* Laut. Für die Ähnlichkeit und Nichtähnlichkeit von Lauten gibt es recht unversale Kriterien. Ein Laut x ist einem Laut y um so ähnlicher, je mehr *distinktive phonetische Merkmale* er mit diesem teilt. So ist z.B. der Laut [p] dem Laut [b] ähnlicher als dem Laut [m], da [p] mit [b] außer dem Merkmal [+labial], das beide Laute mit [m] teilen, auch noch das Merkmal [+Verschlußlaut] gemeinsam hat, das [m] fehlt. ([m] ist, trotz Kelleys unglücklicher Formulierung (1990, 54), kein Verschlußlaut im technischen Sinne des Wortes.) Ein [p] wird also eher zu einem [b] werden als zu einem [m].

Die Punkte 1, 2, 4 und 5 gelten uneingeschränkt auch für *Entlehnungsbeziehungen* zwischen Sprachen, aber die Verhältnisse müssen natürlich übertragen werden.

Zu 1.: Bei der Entlehnung von Fremdwörtern aus einer Sprache in eine andere wird ein Laut der Gebersprache in der Nehmersprache zunächst in allen Fällen durch den gleichen Laut ersetzt, der dann in der Nehmersprache nach ihren eigenen Lautgesetzen im Laufe der Zeit verändert werden kann.

Zu 2.: Auch Lautersatz bei Wortentlehnungen gilt immer nur für die Beziehung zwischen zwei ganz bestimmten Sprachen, zumal er vom jeweiligen phonologischen System der beiden Sprachen abhängig ist. Daß ein Laut aus Sprache a in Sprache b so und so entlehnt wird, beweist daher nichts für die Entlehnung des gleichen Lautes aus Sprache c in Sprache d.

Zu 4.: Wenn Laut x aus Sprache a in Sprache b durch y ersetzt wird, heißt das noch lange nicht, daß Laut y bei einer Entlehnung aus Sprache b in Sprache a wiederum durch Laut x ersetzt wird. Wenn nämlich z.B. Sprache a die Laute [b] und [p] hat, Sprache b aber nur [p], werden in Fremdwörtern aus Sprache a diese beiden Laute in Sprache b durch [p] ersetzt werden, umgekehrt aber wird Sprache a Wörter, die aus Sprache b stammen und ein [p] enthalten, nur mit [p] entlehnen, weil sie für den Lautersatz den phonetisch ähnlichsten Laut nimmt, den sie hat. Obwohl sich von a zu b also ein Lautersatz [b] > [p] feststellen läßt, gibt es von b nach a keinen Lautersatz *[p] > [b].

Zu 5.: Für Entlehnungsbeziehungen zwischen Sprachen gilt, daß Laute einer Sprache in einer anderen Sprache durch gleiche oder ähnliche Laute ersetzt werden. Laut x aus Sprache a wird in Sprache b entweder ebenfalls als x übernommen, oder, wenn Sprache b über einen Laut x nicht verfügt, als das nächstbeste vorhandene Äquivalent y. Wenn das phonetische System von Sprache b nicht radikal verschieden vom System der Sprache a ist, wird dieses Äquivalent y ein dem Laut x recht ähnlicher Laut sein. (Zur Ähnlichkeit von Lauten siehe oben.)

Punkt 3 oben gilt für Entlehnungsbeziehungen nur eingeschränkt. Wenn sich die phonologischen Systeme der beiden betreffenden Sprachen eine Zeitlang nicht ändern, wird während dieser Periode ein Laut aus Sprache a in Sprache b immer durch den gleichen Laut ersetzt werden. Wenn sich aber durch einen Lautwandel großen Stils dann der phonetische Charakter von Sprache b stark ändert, ist das nächste Äquivalent für den nämlichen Laut der Sprache a in Sprache b plötzlich unter Umständen ein ganz anderer Laut als vorher.

Zu "Mithras und Perseus"

Nach diesen Vorbemerkungen beginne ich meine detaillierte Kritik mit dem ersten Aufsatz von Kelley. Für einen Ersatz des /m/ im Worte **Martu** durch ein /p/ in einer anderen Sprache müßte man annehmen, daß diese Sprache kein Phonem /m/ hat. Sowohl Altpersisch wie auch Altgriechisch verfügten aber über die Phoneme /m/, /b/ und /p/. Das Wort kann also nicht direkt ins Altpersische oder -griechische entlehnt worden sein. Es bleibt die Möglichkeit einer - uns unbekannt - Mittlersprache. Unter den lebenden Sprachen hat man meines Wissens noch keine einzige gefunden, die kein /m/ hat. Da man davon ausgehen kann, daß solche Universalien damals wie heute gleichermaßen gelten (sie werden auch durch bekannte Zeugnisse antiker Sprachen bestätigt), ist es alles andere als wahrscheinlich, daß es im altorientalischen Dunstkreis eine /m/-lose Sprache gegeben hat, die als Mittlersprache bei der Entlehnung von babylonischem/assyrischem **Martu** in das Altpersische oder Altgriechische gedient haben könnte.

Schlußfolgerung daraus: **Martu** und **Perseus** sind verschiedene Wörter. Die von Kelley a.a.O. angeführte "Parallele" hebr. **sabbath** > griech. **sámbaton** > ahd. **sambaztag** > nhd. **Samstag** ist kein Beweis des Gegenteils, einmal, weil parallele Entwicklungen in anderen Sprachen, wie oben gesagt, kein Beweis sind, andererseits, weil es sich hier um einen Übergang /bb/ > /m/³ handelt, also um eine völlig andere lautliche Entwicklung (zudem im Wortinlaut)⁴. Kelleys Schreibweise "M = P" suggeriert eine beliebige Austauschbarkeit in beide Richtungen, die nicht gegeben ist; und ein Wandel /bb/ > /m/ ist wieder etwas völlig anderes, denn /b/ ist eben nicht gleich /p/, eine Differenz, über die Kelley unbekümmert hinweggeht.

3. Zum Wandel /bb/ > /m/ führt Kelley als Parallele einen Wandel "GG > NG" bei der Entlehnung von griech. ἄγγελος > lat. **angelus** an. Abgesehen davon, daß es sich bei /gg/ > /ng/ um keine exakte Parallele zu /bb/ > /m/ handelt, ist das doppelte Gamma in der griechischen Orthographie nichts als die reguläre Bezeichnung der Lautfolge /ng/, es liegt also gar kein Lautersatz vor. Daß Kelley das nicht weiß, stimmt mich im Verein mit seiner Auffassung von **Perseus** als einer latinisierten Variante eines (nichtexistenten) griechischen ***Perseos** (in Wahrheit griech. Περσεύς, das nach einer ganz anderen Deklination flektiert wird) sehr bedenklich.

4. Es handelt sich also um einen ganz anderen phonetischen Kontext. Anlauts- und Inlautsgesetze unterscheiden sich in vielen Sprachen stark.

Analoges gilt für "S" und "T" (p.53). Die Entwicklung /t/ > /s/ ist innerhalb der indogermanischen Sprachen außerdem auf das Hochdeutsche und das Griechische beschränkt, kommt beide Male nur in ganz bestimmten (und in beiden Sprachen verschiedenen) phonetischen Kontexten vor und ist damit keineswegs so weitverbreitet, wie Kelley vorgibt ("den gesamten indogermanischen Sprachfamilien überhaupt nicht fremd"). Über den Unterschied /a/ vs. /e/ geht Kelley schließlich mit einer globalen Bemerkung über die Kraft der Indogermanistik hinweg (pp.53-54). Wiederum nur mit Parallelen argumentiert wird auf p.56 bei der angeblichen Metathese RT >> THR (Kelleys Notierung), ganz abgesehen von der fehlenden Erklärung für den Unterschied /a/ vs. /i/.

Summa summarum zu **Martu** und **Perseus**: Um die Identität der beiden Wörter zu beweisen, braucht Kelley mehrere unbewiesene und unbeweisbare Lautgesetze, die samt und sonders ad hoc und nur für eben diesen Beweis aufgestellt und durch falsche bzw. unscharfe Parallelen "untermauert" werden - ein methodisch unhaltbares Vorgehen. Mit Kelleys Vorgehensweise könnte man auch beweisen, daß Persien einmal Mersien hieß, was sicher mit dem englischen Flußnamen Mersey zusammenhängt und auf eine vorgeschichtliche britische Population im Gebiet des heutigen Iran hindeutet.

Quasi als Entschuldigung dafür, daß seine "Verwandlung M = P" so "schwierig zu erfassen" sei, führt Kelley dann die noch "schwieriger zu erfassende" "Verwandlung Q = P" an. Nur ist die "Schwierigkeit" oder "Leichtigkeit" (d.h. die Wahrscheinlichkeit) eines Lautwandels kein Beweis für die Möglichkeit eines anderen. Außerdem ist die "Verwandlung Q = P" (gemeint: /kw/ > /p/) kein "schwieriger" oder ungewöhnlicher Wandel: Beide Laute sind stimmlose Verschlußlaute, gehören also der gleichen Klasse von Lauten an; im [w]-Element von /kw/ ist die Labialität des Ergebnisses /p/ schon enthalten. Der Wandel kommt unabhängig voneinander im Griechischen und im britannischen Keltischen vor. Irisch **ceann** (mit /k'/ aus */kw/ vor vorderem Vokal) entspricht bretonisch (und nicht einfach "keltisch") **penn**, walisisch **pen**. (Mit lat. **caput**, dt. **Haupt**, die nie ein /kw/ enthalten haben, haben diese Wörter allerdings nichts zu tun. Ich vermute fast, daß der Unterschied zwischen /k/ und /kw/ Kelley nicht weiter stört, da er sie in seiner Notation sogar im "Palatal" Q vereinigt - weder /k/ noch /kw/ ist ein Palatal.)

Zu "Phonologische Veränderungen"

Auf p.30 behauptet Kelley, *Kynō* (mit langem o, griech. *Κυνώ*) bedeute "Frau". Das wortanlautende griech. /k/ kann in dieser Stellung auf indogerm. /k/ oder /kw/ zurückgehen. Die anderen von Kelley angeführten Wörter anord. *kona*, slaw. *Žena*, Sanskrit *gnā* (und nicht *gana*) gehen auf ein idg. **gwenā* bzw. auf einen abgelauteten Stamm **gwnā*- (die Sanskritform) zurück, wie sich aus der Zurückverfolgung der unterschiedlichen einzelsprachlichen Lautgesetze ergibt. Dieselbe idg. Wurzel findet sich, allerdings erweitert und mit etwas exzeptioneller Lautentwicklung, wieder im griechischen Stamm *gynalk*-, Nominativ Singular *gynē*, mit lautgesetzlichem /g-/. Das indogermanische Phonem */gw/ ergibt im Griechischen /b/, /d/ oder /g/, jeweils unter verschiedenen Kontextbedingungen, niemals aber /k/. *Kynō* kann daher nichts mit dem idg. Wort für "Frau" zu tun haben. Der Stamm *kyn*- aber bedeutet im Griechischen wirklich "Hund" (und steckt im deutschen Fremdwort *Zyniker*), und die Endung *-ō* ist ein gebräuchliches Hilfsmittel zur Bildung femininer Personenbezeichnungen. Der geneigte Leser bzw. die geneigte Leserin urteile selbst: Welche Deutung liegt näher?

P.31: Deutsch *Mord* geht über urgerm. **murtha*- auf idg. **mrto*- zurück und ist mit lat. *mors*, *mortis* "Tod" verwandt, nicht mit lat. *merda*. Der Unterschied /t/ vs. /d/, die auch im Lateinischen nicht einfach beliebig gegeneinander ausgetauscht werden können, zeigt, daß *mors* und *merda* nichts miteinander zu tun haben.

Über die im selben Absatz angedeutete angebliche Verwandtschaft indogermanischer mit semitischen Wurzeln ist Folgendes zu sagen: Die Verwandtschaft des Indogermanischen mit dem Semitischen läßt sich mit linguistischen Kriterien aufgrund des heutigen Forschungsstandes nicht beweisen. Es stimmt zwar, daß es unmöglich ist, definitiv zu bestreiten, daß zwei beliebige Sprachen oder Sprachfamilien miteinander verwandt sind: die Verwandtschaft könnte einfach durch die dauernd stattfindende Sprachentwicklung und einen *langen die beiden Sprachen trennenden Zeitraum* über jede Erkennbarkeit hinaus getrübt sein. Mit diesem, letztendlich also nicht vollständig zu entkräftenden Argument kann ich jede Sprachverwandtschaft behaupten, die ich will, auch die zwischen Japanisch und Baskisch. Um eine Verwandtschaft zweier Sprachen zu beweisen, braucht man eine zufriedenstellende Anzahl *gesetzmäßiger* lautlicher Entsprechungen im elementaren Wortschatz (was eine "zufriedenstellende Anzahl" ist, ist allerdings von

der subjektiven Einschätzung des Forschers/ der Forscherin abhängig, doch werden seriöse Wissenschaftler diese Zahl eher zu hoch als zu niedrig ansetzen).

Zuletzt: Griech. **pente** ist direkt aus idg. ***penkwe** entwickelt (idg. */kw/ ergibt vor vorderem Vokal griech. /t/) und hat nie eine Form ***pimpe** gehabt, das (übrigens lange) i in lat. **quīque** ist eine rein innerlateinische Entwicklung.

Zu "Die Entzifferung der Stammesnamen"

Am betroffensten macht mich dieser Aufsatz. Zunächst zu p.54 und zur linguistischen Terminologie. Der Begriff "Schwundstufe" gehört zum Ablaut innerhalb des Indogermanischen und ist für Wortveränderungen bei einer Entlehnung unangebracht, da "Stufe" automatisch die Existenz noch anderer Stufen impliziert, d.h. zu einem synchronen System *einer Sprache* gehört.

Die lautlichen Unterschiede zwischen **Zlusudra** und **Xisuthros** bzw. **Ubardudu** und **Opartes** werden auf typisch Kelleysche Weise wegeklärt: Er bemüht die rein germanische Lautverschiebung, um Unterschiede zwischen sumerischen und griechischen Namen zu erklären! (Entgegen Kelleys treuherzigem Postulat ist dieser Typ der Lautverschiebung keineswegs auch in anderen idg. Sprachen zu finden.) Kelleys Notierung "B >< P" bzw. "D >< T, TH" bleibt wieder einmal unklar. Ist wieder eine Austauschbarkeit in beide Richtungen gemeint? Warum verweigert Kelley die gebräuchlichen, eindeutigen und international verständlichen linguistischen Notierungen (z.B. /d/ > /t/ usw.)?

Die Fußnoten 3 und 4 enthalten die besonderen Bonbons dieser Seite: Das /n/, das noch in deutsch **fünf** steckt, ist im Englischen **five** ausgefallen und nicht umgekehrt ins Deutsche hineinnasallert worden. Zur "Gleichsetzung G >< H", die mal wieder mit der "Lautverschiebung" zusammenhängen soll, spare ich mir einen Kommentar - ich würde mich wiederholen. Das s in **Opartes** gehört zur griechischen Flexionsendung und kann schon deshalb nicht auf das zweite d in **Ubardudu** zurückgehen. "Z >< X": Der Buchstabe <x> bedeutet im Griechischen /ks/ wie im Deutschen, nicht /š/ wie im Altspanischen. Was beweist die altspanische Konvention, <x> für /š/ zu schreiben, für das Sumerische und Griechische?

Zum Begriff "Urwort" muß ich noch etwas sagen: Was ist das für ein Konzept? Wo sollen diese Urwörter herkommen? Aus der gemeinsamen Ursprache der Menschheit (die weit außerhalb linguistischer Be-

weisbarkeit liegt)? Aus dem kollektiven Unterbewußten? Man kann Begriffe, die solche gewagten (und nicht beweisbaren) Hypothesen voraussetzen, nicht einfach selbstverständlich verwenden.

Auf p.55 geht es mit einem der bekanntesten Fehler der vergleichenden Sprachwissenschaft weiter. Gemeint ist die berühmte "Deus-Theos-Gleichung". Frz. *dieu* geht auf lat. *deus* zurück (genauer, auf den Akk. *deum*), und damit wird gr. *theos* verglichen. Diese beiden Wörter sehen zwar ähnlich aus und bedeuten das Gleiche, sind aber *nicht miteinander verwandt*, denn lat. /d/ kann nur auf idg. /d/ zurückgehen, griech. /th/ nur auf idg. /dh/ oder /gwh/. Eine "Deus-Theos-Gleichung" ist der indogermanistische Fachausdruck für die Gleichsetzung zweier Wörter, die bei oberflächlichem Hinsehen miteinander verwandt scheinen, es bei genauerer Überprüfung aber nicht sind; er beschreibt also das Phänomen, dem wir bei Kelley auf jeder Seite begegnen. Allerdings ziemt es sich, daß Kelley nach so vielen solchen Gleichungen in seinen Aufsätzen auch einmal das namengebende Original anführt (wahrscheinlich eine Reverenz).

Jupiter geht auf **dyew-patēr* und nicht auf †*tiw-pater* zurück (hier vergißt Kelley, die germanische Lautverschiebung in Rechnung zu stellen, mit der er sonst so gerne dort arbeitet, wo es sie nie gab). Das *Diens-* in *Dienstag* geht auf den Beinamen des Gottes *Mars Thingsus* zurück (Kluge-Seebold 143) und nicht auf *Tiw* (was schon lautlich nicht ginge, da unter anderem einem altsächsischen /t/ in dieser Stellung ein hochdeutsches z entsprechen müßte). Wo ist ferner der Beweis dafür, daß *Zlus-* in *Zlusudra*⁵ mit gr. *Zeus* (aus **dyēws*) und *Ju-piter* zusammenhängt?

Zu *Tiw* und *Yū*: Daß beide Wörter vielleicht ähnlich klingen (Altsächsisch hat aber wohl auch Kelley nicht gesprochen gehört), ist angesichts der Entfernung und der doch wohl sehr divergierenden Entlehnungswege, wenn sie wirklich aus der gleichen Quelle stammten, eher ein Zufall und kein Beweis. Aber wozu benötigt Kelley eigentlich phonetische Ähnlichkeiten, wenn er sogar *Xisuthros* auch ohne diese der Wortfamilie anschließen kann?

5. Heißt *Zlusudra* vielleicht gar "Zeus' Euter" (altindisch *Ūdhar-*) oder "Zeus' Gebärmutter" (lat. *uterus*)? Wenn ja, würde das nicht auf die (natürlich vorgeschichtliche) Weiblichkeit des obersten Macho-Gottes hindeuten?

P.58: Für die lautliche Verwandtschaft **Skythen - Scoten/Scottas** fehlt wieder einmal die phonetische Beweisführung. Ohne sie kann eine solche Gleichsetzung mit linguistischen Mitteln nicht bewiesen werden.

P.59: Altirisches (und nicht "keltisches") **tuatha** ist zunächst der Plural von **tuath**. Dies ist das lautgesetzliche Ergebnis von idg. ***tewtā**, demselben Wort, das, um ein Adjektivsuffix erweitert, im germanischen ***thiudisk**, althochdeutsch **diutisc** steckt. Die beiden Wörter sind also tatsächlich verwandt. Aber ***tewtā** ist ein unteilbares Lexem, das an keine andere bekannte idg. Wurzel angeschlossen werden kann. Es besteht nicht aus zwei Teilen, und weder das idg. Wort für "zwei" noch das für "Gott" stecken darin. Beide Wörter lauten im Idg. mit ***/d/** an (***dyew-** bzw. **d(u)wō**), gegenüber dem ***/t/** von idg. ***tewtā**. Auch hat das **-atha** in air. **tuath(a)** nichts mit "Vater" zu tun. Das Wort für "Vater" heißt air. **athair** (<idg. ***patēr**), mit einem palatalisierten **/r/** am Schluß, das man nicht einfach unterschlagen darf. Kelley scheut sich außerdem nicht, seine "Wortgrenze" mitten durch einen Diphthong laufen zu lassen, der auf einen einzigen älteren Laut **ō** zurückgeht. Die Entwicklung vom Idg. zum Air. sieht etwa so aus: ***tewtā** > ***towta** > ***towtha** > ***tōtha** > **tōth** > **tuath**, wobei wir nicht genau wissen können, wie sich die Vokalentwicklung (***/ew/** > ***/ow/** > **/ō/** > **/ua/**), die Lenierung⁶ von ***/t/** zu **/th/** und die Verkürzung und der schließliche Abfall der Auslautsvokale (**/ā/** > **/a/** > **/∅/**) zeitlich genau zueinander verhalten. Germ. ***thiudisk** geht auf eine hypothetische Vorform ***tewt-isk-os** zurück.

Zu den Franken (p.60): **fir** ist der Nominativ Plural des altirischen (und - zum dritten Mal - nicht "keltischen") Wortes **fer** "Mann". Dieses Wort stammt tatsächlich aus idg. ***wiros**, von dem auch lat. **vir** kommt. Die Sache hat nur einen Haken: die Entwicklung **/w/** > **/f/** im Wortanlaut ist innerhalb der keltischen Sprachen und der indogermanischen überhaupt auf das Altirische beschränkt. Auf dem Kontinent hat es sie nie irgendwo gegeben. Das Wort **Franke** nun hat nirgendwo eine bezeugte Vorstufe oder Nebenform mit **fir-**. Hier nimmt Kelley eine durch nichts bewiesene hypothetische Vorform und erklärt sie mit einer Sprache, von der die Angehörigen des Frankenstammes durch Ärmelkanal und Irische See getrennt waren. Und all das, weil Kelley nicht weiß, daß Keltisch nicht gleich Irisch ist.

6. In den keltischen Sprachen die Lockerung der Verschlusssbildung bei Verschlusslauten

Die Buchstabenfolgen <ankh, ank, ink, ang, onq> u.ä. kann man in unzähligen Wörtern aller möglichen Sprachen überall auf der Welt wiederfinden. Genau wie angeblich Franke könnte jedes dieser Wörter, etwa Dank, flink, lang, Conquistador oder Pingpong (hier gleich zweimal!) das ägypt. Wort für "Leben" enthalten (von dem wir nicht einmal wissen, wie es wirklich auszusprechen ist, da die ägypt. Schrift keine Vokale schreibt; anch, in engl. und frz. Transkription ankh, ist eine Behelfsaussprache der Ägyptologen für 'nh!). Ich könnte meine Hypothesen mit dem gleichen Recht behaupten, wie Kelley das für Franke tut; beweisen kann man das eine wie das andere nicht, und Kelley tut es folgerichtig auch nicht. Wie wahrscheinlich ist es, daß ein ägyptisches Wort in einem germanischen oder von mir aus keltischen Stammesnamen auftaucht, insbesondere wenn es in keiner keltischen oder germanischen Sprache belegt ist? Oder ist dieses Wort wieder eines dieser mysteriösen "Urwörter"?

Zur Fußnote 19: Ein Vokalausfall in medialer Stellung ist keine *Assimilation*, sondern eine *Elision* oder *Synkope*. Auch Anttila schreibt an der zitierten Stelle nichts anderes. Höchstens ein Vokalausfall am Anfang oder Ende eines Wortes könnte als Assimilation an die vorausgehende bzw. nachfolgende Stille betrachtet werden (Anttila 1972, 72). Normalerweise ist der Begriff "Assimilation" aber für die partielle oder totale Angleichung eines Lautes an einen benachbarten Laut reserviert (ebd.). So liest Kelley seine Bücher!

P.61: Das idg. Wort für "Schlange" ist nicht †anghis, sondern *angwhis. Die Gallier stecken, denke ich, nicht in Galiläa, oder wo ist der Beweis? Wo ist ferner der Beweis dafür, daß hebr. galil und gilgal dasselbe Morphem enthalten? Kelley kommt übers Postulieren nicht hinaus. Sind die Kelten bis Galiläa gewandert, oder handelt es sich um ein "Urwort"? Engl. skull, caul ist auch nicht mit bigalan, beguile verwandt (Partridge 1959, s.v. caul und shell).

P.62: Trägt der Beweis, daß Keltoid und Chaldäer verwandt sind? Frz. chaud kommt von lat. calidus und ist schon deshalb nicht mit engl. cold, dt. kalt verwandt, weil einem lat. /k/ am Wortanfang ein germanisches /h/ entsprechen müßte. Engl. black hat außerdem wohl nichts mit blank zu tun (vgl. Kluge-Seebold 1989 s.v. blank, Partridge 1959 s.v. black, blank). Ein mittelhochdeutsches /p/ kann höchstens aus germanischem */b/ stammen (wenn es nicht zu einem Lehnwort gehört). Mittelhochdeutsch liegt zeitlich nach der ersten germanischen Lautverschiebung und setzt sie voraus, daher kann ein mhd. /p/ kaum mit Hilfe einer Lautverschiebung zu einem nhd. /f/ werden, die schon lange vorbei ist.

Nachbemerkung

Ich habe im Vorangehenden zu zeigen versucht, daß mit Kelleys Suche nach Metaphorik ein methodischer Rückfall bis auf jene sprachwissenschaftliche Stufe der Antike einhergeht, auf der man Etymologien wie *canis a non canendo* "Der Hund heißt Hund, weil er nicht singt" aufstellte. Wer Kelleys Artikel liest und sie für bare Münze nimmt, muß tatsächlich annehmen, mit Hilfe der Phonologie ließe sich alles beweisen (so z.B. Winni Marold in Ausgabe 5/90 dieser Zeitschrift). Gerade die Phonologie aber verfügt seit dem letzten Jahrhundert über eine rigide Methodik, die bei richtiger Anwendung wohl nicht alles, aber eben die Wahrheit belegen und damit der Geschichtswissenschaft durchaus als Hilfsmittel und Beweislieferant dienen kann. Ich habe mich bemüht, im obigen Aufsatz diese Methodik anzuwenden. Als Einführung in Grundlagen und Methodik der historischen Sprachwissenschaft empfehle ich wärmstens Bynon 1981 oder eben auch Anttila 1972.

Literatur:

- Anttila, Raimo (1972): *An Introduction to Historical and Comparative Linguistics*; New York/London
- Böhtlingk/Roth (1855-1875): *Sanskrit-Wörterbuch*; St. Petersburg
- Bynon, Theodora (1981): *Historische Linguistik*; München
- Kelley, E. Morgan (1990): *Mithras und Perseus*; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* II (2-3) 53
- Kelley, E. Morgan (1991): *Phonologische Veränderungen*; in *V-F-G* III (2) 30
- Kelley, E. Morgan (1991a): *Die Entzifferung der Stammesnamen. Deutsch und die Franken*; in *V-F-G* III (5) 53
- Kluge, Friedrich (1989²²): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*; bearbeitet von Elmar Seebold; Berlin/New York
- Liddell/Scott (1968): *Greek-English Lexicon*; Oxford
- Marold, Winni (1990): *Perseus, Mithras und das Stieropfer*; in *V-F-G* II (5) 38
- Mayrhofer, Manfred (1987f): *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*; Heidelberg
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Band 18 (1976) s.v. "Phonem"
- Partridge, Eric (1959): *Origins. A Short Etymological Dictionary of Modern English*; London
- Rix, Helmut (1976): *Historische Grammatik des Griechischen*; Darmstadt
- Thurneysen, Rudolf (1946): *A Grammar of Old Irish*; Dublin

Leserbrief von Hans-Ulrich Niemitz

Nachdem ich vor kurzem über folgendes Buch "gestolpert" bin - Arnold Wadler (1935¹): *Der Turm von Babel. Urgemeinschaft der Sprachen*; Nachdruck fourier, Darmstadt 1988 - drängte sich mir von neuem die schon einmal sanft in Bulletin 2-3/90 gestellte und von Angelika Müller im Bulletin 1/92 ("Indogermanische Ursuppe?") deutlicher formulierte Frage auf, ob der Einzelvergleich zweier Sprachen oder Sprachgruppen sinnlos sein könnte, wenn man nicht alle Sprachen in die Untersuchung miteinbezieht. Tut man das nämlich nicht - führt man quasi nicht die Nullprobe oder die Ausschlußprobe bezüglich der anderen Sprachen durch -, dann kann man zu falschen Schlußfolgerungen kommen. Drei Zitate aus dem erwähnten Buch sollen das verdeutlichen:

"Von welcher Sprache die Forscher ausgehen bei ihren Versuchen und welche Sprache sie auch vergleichen, überall entdecken sie neue verwandtschaftliche Beziehungen. Hugo Schuchardt vergleicht das Baskische mit dem Ägyptischen. Ergebnis: Verwandtschaft des Wortschatzes! M. Marr verglich es mit kaukasischen Idiomen: wiederum Verwandtschaft der Wortstämme! Imbelloni (La Esfinge Indiana) kommt von südamerikanischen Indiandermundarten zu ozeanischen, nach der Osterinsel, Neu-Seeland, dem Lande der Maori: er findet Gleichungen. Rudolf Falb vergleicht die Inkasprache mit dem Hebräischen: er entdeckt Beziehungen, wie Alex. v. Humboldt schon solche zwischen der Sprache der Azteken und dem Griechischen gefunden. Denison veröffentlicht 1913 ein Buch "Mexican Linguistics", worin er Mexikanisch als "arische" Sprache hinstellt. Vicente Lopez will in seiner Studie "Le races aryennes de Pérou" das gleiche für die Inkasprache nachweisen. Rivet vergleicht das Sumerische mit dem Ozeanischen. Ergebnis: Wortgleichungen. Zwei Jahre früher (1927) hatte Stucken, völlig unabhängig von dem Pariser Amerikanisten die gleiche Untersuchung schon auf die amerikanischen Idiome ausgedehnt: wiederum Konkordanzen im Wortschatz! Hommel hält Sumerisch für verwandt mit dem Indoeuropäischen, gleichzeitig aber glaubt er im Ägyptischen viele "Entlehnungen" aus Sumer zu finden.

Was drückt sich aus in solchen Erscheinungen? Zeigen sie nicht deutlich, daß die Forscher, von wo sie auch ausgehen, und wohin sie gelangen, allüberall den ewig gleichen Urlauten der Worte begegnen? Die Spezialisten sind sich nicht bewußt, daß diese Wortstämme auch in anderen Erdteilen, in anderen Sprachsippen leben: ist dies, vom

Standpunkt der Methode, nicht ein Chaos?" (Wadler 1988, 199f).
Und nur wenig entfernt von dieser Stelle:

"Mögen wir noch so skeptisch und vorsichtig urteilen, wir können die Ergebnisse der bisherigen Betrachtung dahin zusammenfassen: deutliche Anzeichen weisen unverkennbar darauf hin, daß in den Sprachen aller Zeiten und Zonen sich Spuren **einstiger Urgemeinschaft** finden, welche die Monogenese der Idiome, die Ursprache zunächst als möglich, ja wahrscheinlich hinstellen. Mindestens als *Arbeitshypothese* ist monogenetische Forschung begründet, als Methode unentbehrlich. Dieses tiefe Menschheitsrätsel ist heute schon reif, ja überreif zur Lösung. Dem **ersten** Schritt vergleichender Sprachforschung, vor einem Jahrhundert von Franz *Bopp* gewagt, muß nun der viel wesentlichere **zweite** Schritt folgen. Damals wurde der Weg gebahnt, die Einzelidiome in Familien zusammenzufassen, nun müssen die Familien auf eine Einheit zurückgeführt werden: zur Ursprache der Menschheit!" (Wadler 1988, 200f).

An anderer Stelle ist Wadler noch drastischer (zum Thema Ursprache und den auffindbaren, ja sich aufdrängenden Spuren und Hinweisen in allen unseren heutigen Sprachen):

"Finden wir nicht vielmehr zahllose Spuren, auf Schritt und Tritt, offen zutage liegende, in die Augen springende, daß ein Forscher geradezu *taub* und *blind* sein muß, wenn er sie nicht gewahrt?" (Wadler 1988,105).

Ob "unsere" Sprachforscher, E.M. Kelley und K. Schildmann, darauf mal ganz kurz im Bulletin ein Antwort schreiben?

Hans-Ulrich Niemitz 1000 Berlin 21, Holsteiner Ufer 34

* * * * *

Ganz neuen Sinn stiftende Schreibfehler:

"Chronologie und Katastrophobismus"

"Perserherrscher und Asylkönige"

(aus zwei Buchbestellungen)

Leben wir auf fremder Erde?

Walter Stender

Als vielseitig interessierter Laie kann man heute vieles aus der Wissenschaft erfahren, was zu eigenem Nachdenken anregt. Unbeschwerter als der Fachmann wandert man dann über jene Grenzpfosten hinaus, die das bisher Erkannte oder allenfalls Wahrscheinliche abstecken. Immer ist es reizvoll, nach dem noch Unerforschten Ausschau zu halten. Mitunter ergibt sich dabei eine Perspektive, die überraschend und neuartig wirkt. So erscheint es in diesem Falle, und in aller Bescheidenheit sei gefragt, ob sich daraus vielleicht eine nützliche Hypothese entwickeln läßt.

Entstehung der Planeten

Bevorzugt wird heute die Vorstellung, die Sonne und ihre Planeten seien durch die Kontraktion kosmischen Staubes entstanden. Eine gewisse Rotation mußte sich von selbst einstellen, weil die Bewegungsenergie der aufeinander zuströmenden Massen Wirbel erzeugt.

Wo sich Solches ungestört von zufälligen Einflüssen abspielt, muß sich unter der Wirkung der sich verstärkenden Schwerkraft eine glatte Kugel ergeben. Die Teilchen werden sich nach der Schwere ordnen und äußere Schichten aus dem leichtesten Gestein bilden, darüber - wo vorhanden - dann Wasser und Gase.

Die Fliehkraft kann die absolute Rundheit etwas verändern; vielleicht beteiligen sich auch magnetische Wirkungen, aber die Kugel würde kaum ihrer glatte, rundum gleichmäßige Oberfläche einbüßen. Mit den rotationsbedingten Schwankungen der Strahlung und Temperatur würden sich ziemlich regelmäßige Windsysteme einstellen, die indessen ohne Einfluß auf den unterseeischen Gesteinsmantel bleiben, und dieser wiederum dürfte mit der Zeit infolge von Vulkanismus "picklig" werden.

Wie aber soll es zu massiven Durchbrüchen im Mantel an wenigen und ganz einseitig liegenden Stellen kommen, wo daraufhin noch leichteres Gestein hervorquillt und Landmassen bildet?

Kontinentalverschiebung im Rückblick

Rekonstruktionsversuche mit den wandernden Kontinentalschollen und Großinseln mögen zu nicht ganz übereinstimmenden Ergebnissen führen. Eines aber ist nicht mehr zu bezweifeln: Am Anfang waren

die meisten dieser Landmassen Bestandteil eines gewaltigen Kontinents, der einseitig und mit seinem Schwerpunkt nördlich des Äquators nur eine Insel im globalen Ozean bildete.

Wieder ist zu fragen, warum so einseitig? Wenn schon Landmassen wie Schorf auf einer glatten Haut das Bild vom homogen geformten Planeten stören, warum nicht in irgendwelchen symmetrischen Anordnungen, die an der Stabilität des Kreisels nichts verändern, als Kapfen an beiden Polen, als äquatoriale Ringe oder allenfalls auf oppositionellen Meridianen als etwa gleichwertige Einzelmassen?

Warum konnte sich nicht gleich zu Beginn der Erkaltung aus diesem spezifisch leichteren Gestein der Landmassen rundum eine Deckschicht des Meeresbodens bilden?

Geologische Betrachtungen

Man weiß, daß sich die Landmassen vom Meeresboden, der vorwiegend eine Basaltschale bildet, in zweifacher Hinsicht ganz wesentlich unterscheiden. Einerseits sind deren Gesteine bis auf in kleinen Mengen vorkommenden Ausnahmen spezifisch leichter. Andererseits fällt ihre enorme Vielfalt an Mineralien, Strukturen und Einschlüssen auf, die der Basaltboden des Meeres nicht einmal andeutungsweise aufweist. Erosionsbedingte und von organischen Vorgängen hinterlassene Deckschichten können gegenüber den weit größeren Massen des Urgesteins außer Betracht bleiben.

Noch etwas anderes fällt auf: Wenn die Landmassen aus gewaltigen Durchbrüchen im Meeresboden aufquollen, warum findet man dann nicht in vulkanischen Auswürfen die gleichen Mineralien, oder wenigstens einen überzeugenden Teil derselben?

Auffallend ist auch die grob ungleichförmige Verteilung der Mineralien über die gesamte Landmasse. Es gibt weite Gebiete des fast monotonen Vorherrschens gewöhnlicher Urgesteine, und andere begrenztere Massen, die reich durchsetzt von hochwertigen Mineralien und schweren Metallen sind. Wie kam diese Zufälligkeit zustande, wenn anzunehmen ist, daß der ursprünglich flüssige Zustand eine gewisse Durchmischung ermöglichte?

Sollte es nicht unbillig sein, auf der Suche nach der Entstehung der Landmasse immer nur ins Erdinnere zu schauen?

Meteoriten

Die Analyse der bisher festgestellten Meteoritenkrater auf Erde, Mond, Mars, Merkur und neuerdings auch noch auf einigen der Jupitermonde ergab, daß die Schwere und Häufigkeit der Einschläge mit dem fortschreitenden Alter des Sonnensystems nachläßt. Das ist ja auch einleuchtend, denn bei den anfänglichen Kontraktionsvorgängen mögen sich noch viele kleinere Körper gebildet haben, die mit der Zeit der stärkeren Anziehung größerer Körper nicht widerstehen konnten und von diesen entweder sogleich einverleibt oder zumindest in eine Mondbahn gezwungen wurden. Außerdem war sicher auch der sogenannte kosmische Staub keineswegs nur feinkörnig, und mancher vagabundierende Brocken gesellte sich aus fernen Räumen hinzu.

Mit der Zeit fand also im Sonnensystem ein gewisses "Aufräumen" statt. Aber mindestens einmal kam es auch dazu, daß sich zwei nahezu gleich schwere Körper begegneten und gegenseitig zertrümmerten. Dies geschah bekanntlich im Raum zwischen Jupiter- und Marsbahn. Der dort immer noch zu beobachtende Trümmergürtel deutet an, daß es sich um recht ansehnliche Planeten gehandelt haben kann.

Es bleibt natürlich nicht bei einer eng begrenzten Trümmerspur. Bei einem solchen Zusammenstoß wird auch ein beträchtlicher Teil der Masse aus der Stoßrichtung weggeschleudert und wird sich - je nach dem Vorzeichen der Impulse - in der Sonne nähere oder fernere Bereiche verlagern, zum Teil auch quer zur Ebene der Planetenbahnen abtreiben. Die Vermutung liegt nahe, daß die kleinen Marsmonde und wohl auch einige der Jupitermonde nichts anderes als solche Planetentrümmer sind.

Ob es bei solchen Begegnungen zu einem Einfangen in eine Satellitenbahn oder zu einem Aufprall kommt, hängt von der gegenseitigen Geschwindigkeit, Anziehung und Bahndistanz ab. Beim Aufprall gibt es gleichfalls viele Möglichkeiten. Der Einschlag kann mehr radial oder tangential sein und mit mäßiger oder überaus großer Geschwindigkeit erfolgen. Entsprechend verschieden sind die Kraterformen, die allenthalben erkennbar sind. Zweifellos hat sich die Sonne mit ihrer gewaltigen Anziehungskraft viele der größten Brocken einverleibt und tut das fortgesetzt noch weiter. Aber der mächtige Jupiter dürfte sich ebenfalls reichlich mit Fremdkörpern eingedeckt haben. Sollte gar der seit dem Gebrauch des Fernrohrs bekannte rote Fleck, mit seiner fast der gesamten Erdoberfläche entsprechenden Größe, die Spur eines noch nicht ganz verdauten Einschlages sein? Eine Anzahl kleinerer

Flecken in dem sonst recht regelmäßigen Ringsystem der Jupitersphäre könnte vielleicht ähnlich gedeutet werden.

Wer kann ausschließen, daß die Erde irgendwann in der Frühzeit einen Einschlag von solcher Größe erfuhr, daß die äußere Beschaffenheit der Erdkugel grundlegend verändert wurde?

Der große Fremdkörper

Niemand wird beim ersten flüchtigen Hinsehen für möglich halten wollen, daß die Landmasse unserer Erde vielleicht fremden Ursprungs ist. Es bedarf dazu schon einiger Argumente und Überlegungen. Dazu fassen wir das zuvor Gesagte zusammen:

- a) Die gesamte Landmasse bildete anfangs eine kompakte Insel im globalen Meer der Erde, wahrscheinlich mit arg zerissenem Umriß.
- b) Diese Insel befand sich keineswegs an einer geometrisch und physikalisch bevorzugten Stelle des Globus, vielmehr ganz zufällig in polar wie äquatorial unsymmetrischer Anordnung.
- c) Die geologische Beschaffenheit der Landmasse ist ausgesprochen verschieden von der des Meeresbodens und des darunter liegenden flüssigen Materials, das bei Eruptionen zutage tritt.
- d) Die mineralische Beschaffenheit der Landmasse ist auffallend uneinheitlich und über die Gesamtfläche sehr unregelmäßig verteilt.

Die Landmasse als Fremdkörper erscheint unter diesen Aspekten nicht mehr als absurd. Indes, wie konnte sie sich bei einem denkbaren Aufprall in so dünner Schicht über eine so große Kugeloberfläche verteilen, statt ein großes Loch zu schlagen und in die Kugel einzudringen? Wieso ergab sich nicht eine viel schwerwiegendere Zerstörung des übrigen Teils der Erdkugel?

Die Abschätzung der denkbaren Größe des Fremdkörpers ergibt eine erste Überraschung. Das Land bedeckt heute rd. 29 % der Globalfläche. Die Schelfränder der Küsten hinzugerechnet kann man etwa mit 160.000.000 km² Gesamtfläche der Landmasse rechnen. Wenig weiß man bisher über die durchschnittliche Schichtdicke der Landmassen. Es dürften reichlich 50 km sein, nicht gerechnet den kaum zu erfassenden Teil der Masse, der beim Kontakt mit dem flüssigen Erdinneren eingeschmolzen wurde.

Legt man 50 km als Minimum und 100 km als denkbare Maximum der Dicke zugrunde, dann kann das Volumen 8 bis 16 x 1.000.000.000 km³ betragen. Das ergäbe eine Kugel von etwa 2.500 bis 3.100 km Durchmesser.

Als Kugel gesehen scheint es sich also um einen recht beachtlichen Mond zu handeln (unserer eigener mißt knapp 3.500 km). Verblüffend ist jedoch, daß sein Volumen nur 0,75 bzw. 1,5 % des Erdvolumens beträgt. Von einer den Bestand der Erdkugel gefährdenden Kollision konnte also keine Rede sein.

Man wird annehmen dürfen, daß der Fremdkörper zu jenen gehörte, die bei der Entstehung des Planetensystems anfielen. Vom erkalten Zustand weit entfernt, mochte er noch weitgehend flüssig und nur von einer dünnen Kruste eingeschlossen gewesen sein. Der Vulkanismus des Jupitermondes Io beweist, daß dieser heute noch kaum verkrustet ist.

Die Erde jedoch wird zur Zeit dieser angenommenen Begegnung schon recht widerstandsfähig gewesen sein. Der erkalte Meeresboden aus Basalt bildete eine kräftige Schale. Diese war von einer vielleicht 2 km tiefen Schicht Wasser umhüllt, das den Stoß eines aufprallenden Fremdkörpers zu dämpfen vermochte.

Zweifellos erfolgte der Aufprall nicht senkrecht, sondern unter einem so spitzen Winkel, daß sich der zumeist flüssige Körper nach Zertrümmerung seiner Kruste breit über den Globus ergoß. Man stelle sich vor, ein rohes Ei werde schräg auf einen Tisch geworfen. Wo in dem großen Fleck würde man die Trümmer der Schale, wo Reste des Dotters finden? Ähnlich chaotisch darf man sich wohl den Zustand des an der Erdkugel zerborstenen kleinen Mondes vorstellen, und das ist in der Tat der geologische Befund.

Randprobleme

Wer bereit ist, sich diese Vorstellung von der fremden Herkunft unserer Landmasse durch den Kopf gehen zu lassen, stößt natürlich sogleich auf weitere Probleme. Manche mögen einfach der wissenschaftlichen Neugier entspringen. Andere und sehr bedeutsame führen vielleicht zu Antworten, die den hier vorgebrachten Gedanken unterbauen helfen oder aber ihn konterkarieren. Vielleicht, und das wäre am wertvollsten, findet man mit Hilfe dieser neuen Vorstellung für längst bekannte Probleme befriedigendere Antworten als bisher. Einige Fragen seien hier als Beispiel aufgeführt.

1. Wo könnte der Aufprall erfolgt sein, aus welcher Richtung und mit welcher Geschwindigkeit? Könnten es die an schweren Metallen besonders reichen Hochländer Afrikas oder Zentralasiens sein? Gelingt es, den exzentrisch zur Ur-Landmasse liegenden Schwerpunkt des Einschlags zu erkennen, dann läßt sich die Richtung aus der Exzentrizität ablesen.

2. Lassen sich möglicherweise die Schrägstellung der Erdachse, die Exzentrizität und die geringe Neigung der Erdbahn als Folge des durch den Aufprall empfangenen Impulses deuten? Kann so auch die Abweichung der magnetischen Pole besser erklärt werden?
3. Muß man nicht annehmen, daß mit dem teilweisen Durchschlagen des Meeresbodens, weitgehenden Eindrückungen und Abschmelzungen sowie Rißbildungen, zusammen mit Furchen und Rissen in der auseinandergeschleuderten neuen Landmasse, bereits die Strukturen der später einsetzenden Schollenbewegung vorgegeben waren? Lieferte nicht der Unwucht-Effekt der auf dem Globus einseitig platzierten Landmasse bereits die Antriebskräfte für das Auseinanderdriften?
4. Gab es schon zur Zeit des Einschlages Leben im Meer, nur primitives oder auch Vielzeller oder gar Wirbeltiere? Sicher war es dann eine Katastrophe solchen Ausmaßes, daß eine enorme Dezimierung des Lebens eintrat.
5. Muß es nicht für schon existierendes Leben die Chance für einen gewaltigen Evolutionssprung gewesen sein, als plötzlich neue Mineralien und bis zur Wasseroberfläche aufragende Küsten zur Verfügung standen, letztere mit Steilwänden, Nischen und Vorsprüngen, an denen Leben sesshaft werden und Schutz finden konnte?

Zu zwei dieser Fragekomplexe soll jetzt Stellung genommen werden.

Zur Kontinentaldrift

Die Wegener'sche Schollendrift hat offenbar erst Hunderte Millionen Jahre, vielleicht einige Milliarden Jahre nach dem Aufprall der fremden Landmasse auf den Wasserplaneten Erde stattgefunden. Möglicherweise war die Masse des aufprallenden Körpers noch größer als zuvor geschätzt. Ein erheblicher Teil dieser Masse kann tief in das Magma der Erde eingetaucht und von diesem absorbiert sein, ohne daß das heute nachweisbar wäre. Aber die Struktur der als Landmasse verbliebenen Teile des Fremdkörpers ergab sich daraus, ob dieser aus einem mehr oder weniger flüssigen oder bereits erkalteten Kern bestanden hatte. Jedenfalls steht fest, daß die mineralische Struktur sehr differenziert und die physikalische Struktur schon vom Aufprall her brüchig war.

Trotz der Brüchigkeit hat jedoch die gesamte Landmasse während des erwähnten Zeitraumes keinen ursächlichen Anlaß gehabt, gleich zu Beginn auseinander zu driften. Die vorhandenen Kontakte in den Bruchlinien reichten aus, den Driftkräften zu widerstehen.

Es fragt sich, warum dann plötzlich nach so langer Zeit die Kontakte nicht mehr ausreichten und eine etwa gleichzeitige Drift mehrerer Schollen einsetzte. Es erscheint zulässig, eine gewaltige globale Erschütterung annehmen zu dürfen, die wieder von einem Aufprall eines kosmischen Körpers verursacht wurde. Das 'endgültige Aufbrechen der als Pangea bezeichneten zusammenhängenden Landmasse, als Folge eines gewaltigen Aufpralls, hat mit Sicherheit schwerste und den ganzen Globus erschütternde Erdbeben verursacht, und in deren Folge entsprechend schwere Tsunamis, Vulkanismen und jahrelange meteorologische Katastrophen.

Die riesigen Land- und Flugsaurier überlebten dieses Inferno natürlich nicht, offenbar aber die Krokodile in einigen ruhigeren Gewässern. Sonst aber hatte nur ein Teil der bescheideneren Flora und Fauna in einigen weniger exponierten Schlupfwinkeln davonkommen können und führte zum Wiederaufkeimen des Lebens auf der Erde. Künftige systematische Analysen, sowohl des fossilen als auch des heutigen Lebens auf den verschiedenen Landschollen, werden sicher noch bedeutende Erkenntnisse über räumliche und zeitliche Zusammenhänge erbringen können. Die Frage ergibt sich nun, ob nicht vielleicht der Driftbeginn zeitlich mit dem Sauriersterben zusammengefallen sein könnte und derselben Ursache zuzuschreiben wäre. Dies in Betracht zu ziehen, erscheint in der Tat naheliegend.

Den wirklichen Zeitpunkten beider Ereignisse nachzugehen ist an dieser Stelle unnötig. Es kommt hier nur auf die relative Zuordnung an. Den Zeitpunkt des Sauriersterbens zu bestimmen ist offenbar leichter möglich als den des Driftbeginns. Dafür verfügt man über geologische und biologische Prüfverfahren. Für den Driftbeginn gab es bisher nur die eine Möglichkeit, die gegenwärtige Driftgeschwindigkeit zu messen und an Hand der Ozeanbreiten den Nullzeitpunkt zu berechnen. Natürlich ist das weitaus komplizierter getan als gesagt. Sowohl die Ozeanbreiten als auch die Driftgeschwindigkeiten zwischen den nördlichen und südlichen Kontinenten sind sehr ungleich. Zudem handelt es sich um die schwierige Messung einer minimalen Bewegung von wenigen Zentimetern pro Jahr. Dennoch haben sich die Geowissenschaftler auf eine - äußerst ungenaue und nur sehr ungefähre - Größenordnung geeinigt: Die Drift habe vor etwa 100 Mio. Jahren begonnen. Schon unter diesen Umständen könnte man fragen, ob nicht auch noch 65 Mio. Jahre am Rande der Fehlerspanne liegen könnten. Aber mit der folgenden Argumentation erübrigt sich diese Frage.

Wenn, idealisiert betrachtet, zwei einander benachbarte Massen gleitfähig auf dem rotierenden Globus aufliegen, werden sie wegen der Unwuchtkräfte der stabilen Lage zustreben, die sich einstellt, wenn sie sich einander diametral gegenüber befinden. Die Driftgeschwindigkeit wird anfangs am größten sein und in der Endlage auf null gehen. Folglich kann es nicht zulässig sein, mit den heute meßbaren Geschwindigkeiten auf die bisherige Driftdauer zu schließen. Befanden sich übrigens die Massen auf einem vom Äquator entfernten Breitengrad, dann unterliegen sie zusätzlich noch Driftkräften zum Äquator hin. Nur polare Massen, etwa die Antarktis, werden wenig beeinflusst.

Kürzlich verlautete, zur Zeit selten Bemühungen im Gange, mit Hilfe von Satelliten die Driftgeschwindigkeit viel genauer als bisher zu bestimmen. Selbst wenn man nun relativ genaue Messungen machen kann, wird es nötig sein, mehrere Parameter zu berücksichtigen:

- a) die unterschiedlichen Geschwindigkeiten von Nord bis Süd,
- b) die ebenfalls unterschiedlichen Ozeanbreiten,
- c) die Einflüsse gleichzeitig mit oder gendriftender sekundärer Schollen (z.B. Indien, Australien), sowie
- d) die Abhängigkeit von den bisher erreichten Abständen (bzw. von den Driftwinkeln).

Es handelt sich also um eine komplizierte Integrationsarbeit.

Auf eine mögliche weitere Beziehung sei hier noch hingewiesen. Den bisherigen Überlegungen liegt die Annahme zugrunde, daß die Schollen auf einer ruhenden Magmamasse gleiten. Das ist in Wirklichkeit, soweit man bisher Einblick hat, nicht der Fall. Das Magma scheint sogar recht unregelmäßige Fließbewegungen auszuführen, vielleicht noch immer gestört durch den so lange zurückliegenden großen Aufprall. Insgesamt dürfte zu erwarten sein, daß der von komplizierten Messungen und Berechnungen abhängige Zeitpunkt des Driftbeginns viel ungenauer als der Zeitpunkt des Sauriersterbens bestimmt werden kann, jedoch sicher dem Koinzidenzpunkt näher kommen wird.

Land - Meer, ein entscheidender Entwicklungsfaktor

Seit Beginn der Raumfahrt beschäftigt man sich zunehmend mit der Frage, ob und wie häufig intelligentes Leben in anderen Sternsystemen zu erwarten ist. Noch ist natürlich völlig ungeklärt, wieweit Leben auf physikalisch und chemisch anders beschaffenen Planeten, die zudem einem anders auf sie einwirkenden Muttergestirn angehören, wie bei uns zu entstehen und sich durchzusetzen vermag.

An Hand statistisch aufgebafter Berechnungen werden Abschätzungen vorgenommen. Bestimmte Mindestbedingungen werden als lebensnotwendig angesehen und Wahrscheinlichkeitsfaktoren über die Möglichkeit der Existenz solcher Bedingungen eingeführt. Dieses rein spekulative Vorgehen ist durchaus berechtigt, solange uns mit Ausnahme einiger astrophysikalischer Verhältnisse jeder tiefere Einblick versagt ist.

Vermutlich ist noch nicht viel darüber nachgedacht worden, welche Bedeutung in dieser Hinsicht der trockenen, nassen oder gemischten Beschaffenheit einer Planetenoberfläche zukommt. Aus unserer Sicht muß wohl angenommen werden, daß das Meer die Entwicklung von Mikroorganismen begünstigt und den Aufbau höherer Organismen eher ermöglicht als das Land. Ein Meer, dessen Boden in lebensfeindlicher Tiefe liegen mag, kann in seinen oberen Schichten, zumindest in gewissen Breiten, die nötige Nährlösung, Strahlung und Temperatur anbieten. Dort entstehende Organismen schweben in dem ihnen günstigen Klima und Nahrungsangebot.

Es fragt sich, ob trockenes Land, bedeckt von einer luftähnlichen Gashülle, es dem anfälligen Leben ähnlich bequem bieten kann. Wenn auf dem Mars, oder künftig vielleicht auf fremden Planeten nach Spuren von Leben gesucht wird, sollte diese Frage eine Rolle spielen.

Wieder können wir nur aus unserer Sicht darüber nachdenken, welche Chancen bestehen, daß intelligentes Leben auf einem nur nassen oder nur trockenen Planeten entstehen kann. Allgemein anerkannt ist die Vorstellung, daß die Entwicklung von Intelligenz eine späte Stufe des Übergangs vom Meeres- zum Landleben ist, wobei das Landleben ganz sicher aus dem Meeresleben hervorging. Ist nicht schon der Übergang auf das Land und das Anpassen an eine völlig andere Umwelt eine Herausforderung, die der Entwicklung von Intelligenz Impulse gibt? Sind nicht möglicherweise darum die Wale und Delphine mit so überragender Intelligenz ausgestattet, weil sie zweimal den Wechsel vollzogen und sich ganz neu anpassen mußten?

So gesehen sollte es wahrscheinlich sein, daß ein gemischter Meer-Land-Planet eher, wenn nicht überhaupt Voraussetzung für die Entwicklung von nicht nur in gewissem Sinne intelligentem, sondern vor allem auch schöpferischem Leben sein kann. Man bedenke die andere bedeutende Herausforderung, der sich der bereits existierende Mensch gegenüber sah, als er nach technischen Mitteln zur Überwindung von Flüssen und Meeren suchen mußte. Alle bedeutenderen Ent-

wicklungen dürften eher den Weg über Floß, Boot und Navigation als über Stein, Keule und Speer genommen haben.

Eine solche Betrachtungsweise legt es nahe, bei der Spekulation über die Häufigkeit von intelligentem Leben in anderen Sternsystemen auch darüber nachzudenken, wie oft ein ursprünglich wasserbedeckter Planaet mit dem Geschenk von trockenem Land gesegnet worden ist. Zu den vielen bisher erkannten oder vermuteten Wahrscheinlichkeitsfaktoren würde ein weiterer, zweifellos sehr erheblicher hinzukommen.

Dieser im April 1980 entstandene und damals nur privat verteilte Aufsatz wurde jetzt im Kapitel "Zur Kontinentaldrift" um einige Abschnitte erweitert.

Neptuns Ringsegmente aus Mondresten geformt?

Für die seltsamen Ringsegmente, die den Planeten Neptun umkreisen, hat jetzt ein amerikanischer Astronom eine mögliche Erklärung gefunden. Es könnte sich um die Reste eines früheren Mondes handeln, der vor einigen hundert Millionen Jahren zerbrach und Trümmer hinterließ. In der Bahn der Ringsegmente - etwa 60 000 Kilometer vom Zentrum des Neptuns entfernt - befindet sich nämlich nach jüngeren Berechnungen eine Reihe von Schwerkraft-Resonanzen des Mondes Galatea. An diesen Stellen sind die Schwerkräfte von Neptun und Galatea gleichgroß. Gerät ein kleines Objekt in eine dieser Gegenden, wird es dort sozusagen festgehalten. Die Resonanzen könnten die aus den Trümmern eines Mondes entstandenen Ringsegmente daran hindern, sich zu einem vollständigen Ring zu entwickeln.

Archäologie und Kontinuität

Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter ?
Hans-Ulrich Niemitz

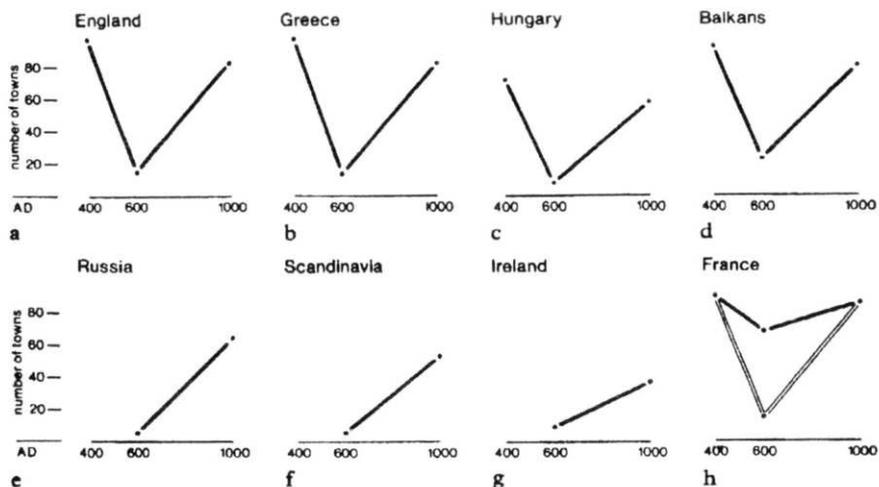
Die Geschichtsschreibung zur frühmittelalterlichen Stadt ist mit einer großen Rätselfrage belastet: Erlebten die Städte Kontinuität oder gab es mit dem Ende der Antike einen urbanen Kollaps mit viel später folgendem Wiederaufstieg? Nach einer langen, schon fast 100 Jahre währenden Diskussion ziehen sich heute die Forscher in ihrer Ratlosigkeit auf die Hypothese zurück, daß eine für alle Städte im Prinzip einheitliche Erklärung infolge verschiedenartiger Entwicklungen nicht zu finden sei. Diese Aussage ist trivial, denn nie wird die Entwicklung zweier Städte völlig gleich sein können. Aber sie hat für die Forschung den Vorteil, daß sie die grundsätzliche Gemeinsamkeit verbirgt, die sich in allen europäischen Städten zwischen York und Budapest findet und bislang unerklärt blieb.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen Bombardements zu Kahlschlägen mitten in vielen Städten führten, begriffen einige Archäologen diese Katastrophe auch als Möglichkeit, vor dem Neuaufbau Stadtgrabungen vorzunehmen. Seitdem haben diese Stadtgrabungen nicht mehr aufgehört und gehören fast routinemäßig zu größeren Um- und Neubauten in Städten mit mittelalterlicher Tradition. Untersuchungen, die die Besonderheiten einzelner Stadtentwicklungen erforschten, lieferten neue rätselhafte Befunde, die einem gemeinsamen Muster folgen.

Es zeigt sich ein Gleichklang der Entwicklungen, den ein Diagramm gut veranschaulicht (s. Folgeseite). Im Schnitt soll sich die Anzahl der Städte zwischen 300 und 1000 um bis zu 80 % reduziert haben und zwar in allen genannten Regionen mit möglicher Ausnahme von Frankreich. Der zugeordnete Text erwähnt, daß eine ähnliche Entwicklung im klein- und vorderasiatischen Raum zu verzeichnen sei. (Gleiches gilt für Deutschland, s. Illig 1992). Die Gründe für dieses "Stadtsterben" sind bis heute rätselhaft (Hill/Hodges 1988, 13). Die folgenden Ausführungen sollen dieses Rätsel mit Hilfe der hier schon früher vertretenen Hypothese lösen, daß die Historiker rund 300 Jahre zuviel in der Geschichte führen (Illig wie Niemitz, 1991).

Allgemein ist festzustellen, daß die Funde der Stadt-Archäologen zu den Erzählungen und Forschungsergebnissen der Historiker im deutlichen Widerspruch stehen - trotz offizieller gegenteiliger Beteuerungen. Ich werde versuchen, beide Bereiche - Geschichte und Ar-

chäologie - einer Art Kreuzvalidierung zu unterziehen und für die dabei auftretenden Widersprüche Lösungsvorschläge anbieten. Ziel ist hier nicht, die Geschichte insgesamt zu rekonstruieren, sondern den archäologischen Ergebnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und damit künftigen Rekonstruktionsversuchen Vorgaben zu liefern. Zuvor werfe ich einen kurzen Blick auf die gegenwärtige Stimmung bei den Stadtarchäologen, damit sich besser einschätzen läßt, wie sie die "hauseigenen" Probleme sehen und bewerten. Ihre Stimmung ist nämlich schlecht, weil vieles nicht paßt - und es paßt um so weniger, je mehr Grabungsergebnisse sie präsentieren können. Ziel dieses Beitrages ist nicht, irgendjemandem Fehler nachzuweisen, sondern zu zeigen, daß die weiter unten erwähnten Beispiele keine Einzelfälle, "Unfälle" sind. Sie sind typisch für die neuen - fast möchte man sagen verzweifelten - Fragestellungen der Archäologen.



Anzahl europäischer Städte von 400 bis 1000 (Hill/Hodges 1988, 13)

'New Archaeology' und die Stadtarchäologie

Vom 21. bis 23. März 1986 fand in den Räumen des Museum of London eine Tagung zum Thema *Die Wiedergeburt der Stadt im Westen, 700-1000 n. Chr.* statt. In den 70er Jahren hatten die Gelehrten schon auf drei früheren Tagungen zum Thema der mittelalterlichen Stadt diskutiert; diesmal dominierten die Archäologen. Sie gaben, wenn auch zögerlich und immer wieder mit Einschränkungen versehen, ihrem Ärger darüber Ausdruck, daß bisher die Archäologie nur als Lückenfüller für die aus den schriftlichen Quellen erstellte und vorgegebene Historie hätte dienen müssen. Die Widersprüche zwischen Historie und Archäologie seien nun so groß geworden, daß nur *"einige generelle historische Überlegungen helfen werden, den Weg für ein besseres Verstehen zu ebnen ..."* (Hodges/Brühl 1988, 45). Heute sei offensichtlich, daß die "Archäologie letztlich den geschichtlichen Fahrersitz telte, wenn sie ihn nicht sogar von Zeit zu Zeit in Beschlag nähme", ja es stehe - wenn man das auch nicht überbetonen solle - ein "paradigmatischer Wechsel" an. Die Stadtarchäologie fordere die Historie heraus, denn *"die Stadtarchäologie hat, wie es scheint, ihre Unschuld verloren"* (Hodges 1988, viii).

Das waren deutliche Worte, inspiriert vom Geist der "New Archaeology", die vor allem der britische Archäologe D.L. Clarke, aber auch sein amerikanischer Kollege Lewis Binford seit Ende der 60er Jahre vertreten. Beide beziehen sich nur auf das Beobachtbare, auf Daten, und leugnen archäologisch nicht verifizierbare Konzepte wie von einzelnen "großen" Personen gemachte Geschichte. Die "New Archaeology" verzichtet nicht auf theoretische Konzepte - ganz im Gegenteil -, aber sie baut ihre Theorien mit Hilfe soziologischer und anthropologischer Erkenntnisse auf. Sie läßt die auf Schriftquellen fixierte Geschichtswissenschaft nur als gleichgewichtige, aber niemals dominierende Wissenschaftsdisziplin zu. Die "neue Archäologie" hat übrigens bisher in Deutschland keine Anhänger gefunden, so daß der durch sie ausgelöste wissenschaftliche Fortschritt weitgehend im angelsächsischen Bereich und bei ihm assoziierten Forschergruppen zu finden ist, während die deutsche Mittelalter-Archäologie weiter im Sinne der "Geschichtserfüllung" ihre widersprüchlichen Ergebnisse diskutiert.

Aber auch die "neuen Archäologen" sind von Befreiung noch weit entfernt. Sie kleben an der Chronologie der Historiker und glauben ihren eigenen Augen - oder der "evidence" (dem Augenschein, dem Befund), wie sie es angelsächsisch ausdrücken - nicht. Lieber zweifeln sie an ihren Konzepten und Begriffen, wie Hodges und Hopley in

der Einführung zum Tagungsband von 1986 ausführen. Treten Widersprüche zwischen den Kontinuität behauptenden schriftlichen Quellen und den an der Historie geeichten, jedoch das Gegenteil zeigenden archäologischen Befunden auf, so "muß man die Bedeutung und Tragweite des Konzeptes von Kontinuität in Frage stellen" (Hodges 1988, ix). Als Höhepunkt der Verwirrung verändert sich sogar ihr Begriff von Zeit, denn dieser Maßstab verliert seine Konstanz und macht uns aufmerksam "auf den sprunghaften Rhythmus der Zeit" (Hodges 1988, ix). Aber in einer historischen Betrachtung kann Zeit keinen Rhythmus haben - und erst recht keinen sprunghaften; das ist begrifflicher Unsinn!¹

Der historische Rahmen (Handel und Krieg, Herrschaft, Kirche)

Die römischen Städte sollen nach dem "Untergang des römischen Reiches", d.h. nach Auflösung der Grenzbefestigungen (limes) ihre Größe, ihre Einwohnerzahl und ihren Charakter verändert haben. Waren sie zuvor Verwaltungszentren und zum Teil industriell produzierende und immer konsumierende Städte, so werden sie nach dramatischer Entvölkerung im 6. Jh. zu Bischofssitzen, kleineren Heerlagern, kleineren Handelsstädten - von diesem Typ entstehen für den Fernhandel außerhalb des alten römischen Reichsgebietes neue Städte, die sogenannten **Emporia** (Haithabu, Lübeck, Dorestad, Birka u.a.) - bis im späten 9. und 10. Jh. mit einer Art "big bang" das uns bekannte und kunstgeschichtlich, architektonisch und auch archäologisch abgesicherte blühende Mittelalter der Ottonen wie der Briten (West-Angelsachsen, Normannen) mit den ihnen zuzuordnenden Städten (z.B. Magdeburg und Winchester) beginnt.

Die Zeit zwischen dem Ende der Antike und diesem Wiederbeginn bezeichnen die angelsächsischen Historiker als die "Dark Ages", über

1. Sprache ist ein wunderbarer Indikator; Sprache verrät die Zweifel (und Verzweiflungen) der Historiker. Fast immer, wenn Formulierungen wie "ohne Zweifel", "mit absoluter Sicherheit", "dann muß", "ist nicht zu leugnen", "kann nicht abgestritten werden", "scharfsinnige Untersuchung", "sorgfältige Aufzeichnungen" usw. auftauchen, haben wir ein Forschungsproblem vor uns - nämlich eine verdrängte Frage, ein verdrängtes Sich-Wundern. Bei ähnlichen Formulierungen "wie ein Wunder" usw. besteht immer Erklärungsbedarf. Nie habe ich so viele Formulierungen dieser Art gefunden wie in der historischen Literatur zum Frühmittelalter - klassisch bei Jan Dhondt, 1988. Dies spricht für die Sensibilität dieses Autors!

die "wir beinahe nichts wissen außer vom Triumvirat von Karl dem Großen, den Wikingern und den emporia" (Hodges/Hill 1938, 9), aber für die auch gilt, daß für diese Periode die Quellen nicht ausreichen, um eine Geschichte im Sinne Braudels zu schreiben¹. Ersatzweise und nicht unumstritten versuchte Hodges ethnologische, anthropologische und zugeordnete ökonomische Theorien, die er von Untersuchungen zu zeitgenössischen Stammesgesellschaften (z.B. aus Guatemala), zu prä-historischen Problemen oder zu Entwicklungen in China übernommen hatte, auf die Dark Ages anzuwenden, um überhaupt für diese Periode fern von den großen, "historisch dynastisch verbürgten" Gestalten fragefähig zu werden und Erklärungsmuster anbieten zu können - dabei degenerieren ihm unter anderem die merowingischen und karolingischen Könige zu Stammeshäuptlingen (Hodges 1982). Man kennt solche Phänomene: wer zu wenig Fakten findet, treibt gerne zuviel Theorie. Stimmt die Hypothese, daß 300 Jahre zuviel gerechnet werden, erklärt sich der Mangel an Fakten und die geringe Funddichte direkt; dafür werden Theorien darüber nötig, wie diese Jahre in die Zählung hineingerieten.

Probleme einzelner Regionen und Städte (mit römischer Tradition)

Will man die Kontinuität bzw. eine bestimmte Abfolge von Kulturen beweisen oder finden, so hilft die Stratigraphie. Fehlen Schichten im Vergleich zu Schichtenfolgen an anderen Stellen oder im Vergleich mit der überlieferten Geschichte, ist Mißtrauen angebracht. Fehlen Stratigraphien ganz, so wird es besonders schwierig. Genau diese Fälle treffen wir oft in der Mittelalter-Archäologie an. Die Schichten sind im allgemeinen entweder infolge Bautätigkeit gestört oder sie liegen nicht an einem Ort übereinander, weil sich die Siedlungen verlagert haben. Und für die meisten Orten kann überhaupt keine echte

1. Braudel - "Mitglied der Annales-Schule" - verlangt, nicht die Geschichte politischer Ereignisse zu schreiben, sondern historische Soziologie, Geographie, Ökonomie usw. Er selber ist zu dieser Ansicht gekommen während seiner Arbeit an der Geschichte des Mittelmeerraumes, die er mit Hilfe seiner ausführlichen Recherchen in den Archiven rund um das Mittelmeer tätigte. Er baute auf einer großen Datenmenge auf, die sich nicht auf politische oder dynastische Ereignisse bezog. So sah er deutlicher als die anderen über kurzfristige Ereignisse hinweg das Unveränderliche und wunderte sich über diese Unveränderlichkeit. Dafür kreierte er den Begriff der "longues durées". Er erkannte, daß auch diese Unveränderlichkeiten einer Erklärung bedurften.

Stratigraphie präsentiert werden. Betrachten wir zuerst jene Stätten, die Stratigraphien von den Römern bis heute haben müßten. Das sind Orte in Italien, Gallien und Britannien.

Italien

In Norditalien seien - so wird behauptet - 6. und 7. Jahrhundert die dunkelsten. Im Gegensatz zu den anderen Regionen in Europa sollen zwar nicht alle Städte verschwunden sein, aber zwischen 300 und 800 immerhin ein Drittel; der Tiefpunkt liege bei 650. In vielen Städten fände man eine "dark earth"-Schicht zwischen den römischen und hochmittelalterlichen Schichten, was auf ein Aufgeben der Besiedlung an diesen Stellen schließen lasse. Allerdings finde man diese Schichten nie innerhalb von bewohnten Bauten (*structures*) und oft sehr nahe an Orten, die durchgehend bewohnt gewesen seien. Nur sehr zögernd wird dieser Fleckenteppich aus schwarzer Erde als innerstädtische Gärten interpretiert; nach meiner Meinung viel zu zögernd.

Für die nachrömische Zeit entdeckten die Archäologen nur noch schlechte und einheimische Haushaltsgegenstände, insbesondere Töpferei - und sie finden deutlich weniger Gegenstände als zu anderen Zeiten; entsprechend schwer und sehr selten ("very rare") sind die Häuser zu finden. *"Wenn wir im Detail die Städte betrachten, dann hat man generell anhand der Töpferei den Eindruck eines Niederganges der Lebensqualität, was auch durch die Gebäudetypen, in denen die Menschen lebten, bestätigt wird"* (Hodges/Ward-Perkins 1988, 18).

Diese "Bestätigung" steht leider auf schwachen Füßen, weil Funde von Stadtgebäuden (römischer Tradition) selten ("scanty, rare") sind. Man wird damals - so wird vermutet - Holz oder anderes verderbliches Material verwendet haben. Mit einem einzigen Haus ("one house") in Stein- und Mörtelbauweise, gefunden in Verona, will man die jahrhundertelange Lücke füllen - im übrigen erhofft man sich weitere Funde (Hodges/Ward-Perkins 1988, 21).

Mit einem einzigen Haus ist weder eine Stadt noch eine Stadtstruktur, geschweige denn eine ganze Städtebauepoche zu beweisen. Es wäre der Fundmenge angemessen, diese ganze Epoche zu einer fiktiven zu erklären und das eine, tatsächlich aufgefundene Haus einer realen Geschichtszeit zuzuordnen.

Aber die Kirchen überlebten 'zweifelsfrei', wenn auch mit einer seltsamen Einschränkung: *"...offensichtlich wurden einige neue Steine und Dachziegel in all den Jahrhunderten gefertigt"* (Brogiolo 1985,49),

und **"in den meisten Kirchen sind neue Steine sehr selten nach Mitte des 6. Jahrhunderts"** (Hodges/Ward-Perkins 1988, 18).¹ Dies noch einmal im Klartext: Seit ca. 550 fehlen neue Bausteine in den Kirchenbauten, fehlt neues Baumaterial! Und Kirchen, in denen jene wenigen neuen Steine zu finden sein sollen, werden nicht benannt, noch nicht einmal "eine einzige". Eine verzerrte Chronologie läßt nachträglich alte Kirchenbaumeister zu Weltmeistern im Baustein-Recycling werden...

Über die herrschaftliche und ökonomische Situation der Städte weiß man nichts. Die Geschichte sagt, daß weltliche und kirchliche Verwaltung intakt blieben und daß die Landaristokratie die Städte bevölkert habe, aber: **"... dies ist offensichtlicher aus historischen Quellen als vom archäologischen Befund"** (Hodges/Ward-Perkins 1988, 23). Und warum die Städte überlebten, auf welcher ökonomischen Basis, ist sogar der Geschichte unbekannt: **"Keine Gruppe schriftlicher Quellen, wie auch immer, wirft irgendwelches Licht auf eine dritte wichtige Frage: Dienten die frühmittelalterlichen Städte auch einem ökonomischen Zweck?"** (Hodges/Ward-Perkins 1988, 24).

Der Aufschwung der Städte ab etwa 700 kann archäologisch nicht belegt werden, obwohl überzeugende schriftliche Quellen vorliegen, so z.B. für Lucca im 8. Jh. Nimmt man noch den vermuteten 90 %igen Bevölkerungsrückgang Roms im 5. und 6. Jahrhundert dazu, dem keine historischen Berichte zuzuordnen sind (Hodges/Whitehouse 1988, 28), so bleibt ein massives Unbehagen gegenüber Archäologie, (pergamenter und papirerener) Geschichte und ihrer gegenseitigen Ergänzung.

Gallien

In Gallien läßt sich die Städtekontinuität noch schwerer "beweisen" als für Italien. Zunächst existieren kaum eindeutige und/oder ungestörte Abfolgen, weshalb sich alle chronologische Bestimmungen letztlich auf Stilbestimmungen bei aufgefundenen Artefakten stützen müssen. Weiter ergeben sich folgende Merkwürdigkeiten. Im Rheinland interessieren die Städte Köln, Trier, Mainz und Frankfurt, weil bei ihnen mittelalterliche Schichten über den römischen zu finden sind. Das beste Beispiel sei laut Janssen Köln, **"wo die römischen Schichten**

1. Fettdruck in Zitaten ist immer Hervorhebung von H.-U. Niemitz

wie auch die mittelalterliche 'evidence' repräsentiert sind durch eine Fülle von archäologischen Funden" (Hodges/Janssen 1988, 49) - aber leider nicht durch stratigraphische Eindeutigkeit, wie hinzuzufügen ist. Die Forscher stellten fest, daß die merowingische Periode nur durch das königliche Grab unter dem Dom repräsentiert wird, nachdem merowingische Siedlungsspuren im römischen Köln praktisch fehlen. So muß angenommen werden, daß in dieser Zeit das Gelände innerhalb der Stadtbefestigung nicht besiedelt gewesen sei - eine äußerst un-bequeme Annahme, denn warum sollten die Merowinger nicht in der Stadt gesiedelt haben?

Da nicht sein kann, was nicht sein darf, schloß man die Merowinger-Lücke ("gap") mit Hilfe von Studien zur Keramik: *"Die Überprüfung <des Überganges> von der späten römischen zur frühmittelalterlichen Töpferei hat inzwischen augenfällig gemacht, daß sich zwischen der Keramik des Kölner Doms eine Siedlungsschicht befindet, die auf die merowingische Periode datiert ist und die die vermeintliche Lücke in dem Befund zwischen der spätrömischen und der karolingisch-ottonischen Periode schließen kann"* (Hodges/Janssen 1988, 49f). Janssen selbst hält das Problem dadurch noch nicht hinreichend gelöst, denn er verweist auf noch zu erwartende weitere Forschungsarbeiten und auf Trier, wo Merowingerschichten innerhalb des Areals der römischen Stadt gefunden worden seien: *"Hier bewies Schindler mit Hilfe sorgfältiger Aufzeichnungen einzelner merowingischer Funde eine Siedlung der merowingischen Periode im Bereich der früheren römischen Stadt"* (Hodges/Janssen 1988, 50). Spärliche Einzelfunde in Trier müssen also auch noch für Köln die Merowingerzeit "beweisen".

Dazu sei ein Satz zum Thema "Dorestad" zitiert, jenes Emporium nahe der Rheinmündung. Sie lag in der Nähe eines ehemaligen Römerlagers, und Sandbagger brachten bei ihrer Ausgrabung römische und karolingische Funde ans Licht. *"Unglücklicherweise war zwischen den Funden, die bei den Baggerarbeiten in den Marschen ans Tageslicht kamen, kein merowingisches Material vorhanden"* (Hodges/ Verweers 1988, 52). Mir kommt bei solchen "Unglücken" die Vermutung, daß vielleicht kein Zufall mitspielt, wenn oft (oder immer?) dann merowingische Siedlungsspuren fehlen, wenn Karolingisches gefunden wird.

Schon 1962 hatte Otto Stamm in einer wenig zitierten Arbeit für Frankfurt am Main Stratigraphien veröffentlicht, deren Auswertung für eine "Lücke" von gut 300 - oder sogar noch mehr - Jahren spricht. Sie wird zusammen mit einer stratigraphischen Untersuchung der Stadt Mainz später veröffentlicht.

Britannien

In Britannien tut sich die zeitliche Lücke unüberbrückbar auf. London, Chester und York, die alle römische Funde aufweisen, machen den Ausgräbern erhebliche Schwierigkeiten, Stadtkontinuität zu beweisen. London erlebte angeblich seine Wiedergeburt erst nach langen Pausen. Sie reichten von 457 bis 674 (das sind 217 Jahre - nur von der urkundlichen Erwähnung einer Bischofserhebung im Jahre 604 unterbrochen, Beginn dortiger Christianisierung) und etwa von 850 bis 950 (das sind 100 Jahre); zusammen also rund 320 Jahre. Stratigraphisch findet man für das 2. bis 4. Jahrhundert Töpferei und Münzen enthaltende schwarze Erde ("dark earth") - wahrscheinlich als Garten genutztes Gebiet. Nach der Römerzeit scheint keine neue Schicht darüber gewachsen zu sein; "... dort in London herrscht innerhalb der Mauern für diese Periode ein totaler Mangel an archäologischen Befunden für eine angelsächsische Besetzung ..." Wie kann man das erklären? Gab es vielleicht "In dieser Zeit für die Sachsen eine gewaltige psychische wie physische Barriere?" (Hodges/Hobley 1988, 69). Empfinden die Eroberer die Mauern als Falle, wie Ammianus schreibt, und siedelten lieber außerhalb?

Auf alle Fälle finden die Archäologen nichts zum späten 6. Jahrhundert und haben Datierungsschwierigkeiten. "Das Problem der Funddatierung stellt eine <ganz> besondere Schwierigkeit dar beim Festlegen des Beginns der sächsischen Siedlung, Töpferei insbesondere ist nicht trennscharf <unddiagnostisch>". Einzig die wenige Töpferei aus Ipswich erlaubt eine relative Datierung, alles andere kann zur Datierung nicht herangezogen werden. Die Metallwaren dieser Zeit ändern sich fast überhaupt nicht "from mid to late Saxon date" (Hodges/Hobley 1988, 70). Auch Münzen fehlen völlig - somit kann man auch nicht präzise datieren. Beda überliefert, daß um 604 London ein "Handelszentrum für viele Nationen" gewesen sei. "Die Archäologie ging in der Tat Wege, die diesem Bild widersprechen. <...> andere neue Kampagnen <...> haben keine Funde vor dem 9. Jahrhundert erbracht" (Hodges 1982, 70).

Sechs Jahre später sah man das anders, glaubte man sogar, den Briefwechsel zwischen Karl dem Großen und Offa über wollene Mäntel und 'black stones' (Mühlsteine) bestätigt zu haben. "Zwei Fragmente von qualitativ hochwertigem Woll-Tweed-Kammgarnstoff und deutsche Lava-Mahlsteine - datiert in die mittel-angelsächsische Periode -

sind jüngst in London gefunden worden" (Hodges/Hobley 1988, 70).¹ Dies scheint mir eine mutige Identitätssetzung.

Hobley untersuchte zwei Orte in London: den Strand (Lundenwic) und die Burg (Lundenburh). Der Burg spricht er kontinuierliche Besetzung zu, dem Strand nicht. Denn für 380 Jahre fehlen Schichten innerhalb der Mauern Londons. Diese Lücke muß durch Siedlungsabstinnenz erklärt werden, denn "*spätsächsische Bauten tendieren dazu, auf den römischen Straßenoberflächen gebaut zu sein*" (Hodges/Hobley 1988, 76). Für die Zeit zwischen 850 und 950 ist wegen der fehlenden Straßensysteme - man kann sie erst für das späte 10. Jahrhundert bestimmen - dunkel, was London damals eigentlich gewesen sein könnte. Für die Burg fehlen in dieser ganzen Zeit ebenfalls archäologische Befunde; weil aber die Chroniken die Burg kennen, muß sie existiert haben, wenn auch in Jahrhundertelanger Einsamkeit.

Genug des grausamen Spiels für London; die archäologische Situation weist deutlich auf eine Zeitstreckung hin, und auch der Versuch, für die Burg lokale Kontinuität zu retten, ist allzu durchsichtig.

Thackers Untersuchung des frühmittelalterlichen Chester serviert die "Lücke" bzw. Zeitstreckung sehr deutlich: "*Man muß letztlich zugeben, daß der archäologische Befund für diese Periode minimal ist. Wir haben wirklich wenig Funde gleich welcher Art von dem, das vom 5. bis 9. Jahrhundert in Chester geschah*" (Hodges/Thacker 1988, 119)

Ähnliches sagt Hall zu York: "*Dort gibt es einen Mangel an archäologischem Befund für eine Besetzung oder für Aktivitäten von 400 bis zum 8. Jahrhundert*", während römische Gegenstände überall zu finden sind" (Hodges/Hall 1988, 126). Man könne eigentlich nicht unterscheiden, ob York schon um 700 oder erst um 1050 die erste wichtige politische, kirchliche und ökonomische Siedlung in Nord-Ost-England gewesen sei. Seine Verzweiflung über die unklare Situation drückt Hall so aus: "*York's Archäologie ist gewöhnlicherweise ein Palimpsest von sich überschneidenden Merkmalen; Restbestände und Einfügungen bringen Probleme, die die Klarheit des Bildes beeinträchtigen und darüberhinaus die Datierung erschweren*".

Es kann einem den Atem verschlagen. Ein Archäologe vergleicht archäologische Schichten mit einem Palimpsest, d.h. mit einem Schrift-

1. Dhondt, 1988, spricht S. 145 statt von Mahlsteinen ("quern") von Bausteinen.

stück, dessen ursprünglichen Text man nach Löschung und Überschreibung zurückgewinnen will! Zu diesem Vergleich kommt er, weil in den Schichten Restbestände und Einfügungen ("residuality and intrusion") zu verzeichnen sind, als ob man - wie auf Palimpsesten - etwas verschwinden lassen wollte. Und weiter: "**Die augenblicklich verfügbare Sammlung von <Fund->Exemplaren für die Zeit vor der <normannischen> Eroberung ist unzuverlässig klein und weist unübliche Merkmale auf**" (Hodges/Hall 1988, 125). Das muß so sein, denn diese Zeit gab es nicht. Die Pseudozeit wurde folgendermaßen gefüllt: Alle "üblichen" Funde hat Hall dem Jahr 1050 zugeschrieben. Die anderen Funde, die er dem Jahr 700 zuordnet, sind die unüblichen ("unusual") und deshalb leicht weg- bzw. vordatierbaren. Tatsächlich gehören alle Funde in das 11. Jh., keiner in das Pseudojahr 700.

In allen drei Regionen - Norditalien, Gallien und Britannien - herrscht ein bedenklicher Fundmangel. Die beschriebenen archäologischen Minimalergebnisse können mit dem Streichen von gut 300 Jahren besser eingeordnet werden als zuvor; die bislang so mühselig konstruierte Kontinuität ergibt sich jetzt ohne postulierte Zeitsprünge und andere geschichtliche Merkwürdigkeiten. Die Preisgabe der durch die Chroniken vorgegebene Chronologie würde den Archäologen zu stimmigen Stratigraphien verhelfen. Allerdings müßten sich dann Urkunden und die historische Überlieferung befragen lassen, wie sie es mit der "Wahrheit" halten.

Fernhandel und die Emporia (als Städte ohne römische Tradition)

Städte ohne römische Tradition weisen Merkwürdigkeiten auf, die hier kurz angedeutet werden sollen. Am besten ergraben sind die sogenannten Emporia, Handelsplätze für den Fernhandel, meist außerhalb des alten römischen Reichsgebietes, wie z.B. Haithabu. Die Emporia stellen zwar nur etwa 5 % (oder noch weniger) der größeren Ansiedlungen ihrer Zeit dar, bieten aber die größten theoretischen Probleme. Hodges hat sie in seinem 1982 erschienen Buch "*dark ages economics*" abgehandelt. Die "dark ages" laufen von etwa 600 bis 1000; in diese Zeit fallen die Reiche der Karolinger und der Angelsachsen. Kann die Archäologie die von der Geschichtsschreibung überlieferten Geschehnisse bestätigen? Hodges' Kernaussage läßt sich so zusammenfassen: Nein, genau das kann sie nicht!

Hodges stellt die Geographie und den Versuch einer Periodisierung der Geschehnisse vor, wobei er die Probleme nicht verbirgt, sondern herausstellt. Etwa: *"Das niedrige Handels-Niveau im dritten Viertel des 8. Jahrhunderts bleibt auch als Rätsel übrig"* (Hodges 1982, 41), oder: *"Karls des Großen Drang zur Ostsee erscheint daher ein wenig rätselhaft"* (Hodges 1982, 43), oder (zum merowingischen Handel und zu der bis heute nicht gefundenen Stadt Quentovic): *"Auf jeden Fall hat man dort einen enttäuschenden Mangel an archäologischen Daten, um dieses System zu beweisen"* (Hodges 1982, 43).

Bei den Emporia passen wiederum Überlieferung und Archäologie überhaupt nicht zueinander. Die schriftlichen Quellen spiegeln einen kontinuierlichen Handel von den Römern bis zum frühen Mittelalter (der, wenn überhaupt, erst mit dem Erscheinen des Islam abgebrochen sein soll). Hodges faßt die Meinung der Historiker so zusammen: *"... die Präsenz frühmittelalterlicher Satzungen und Gesetze dieser Art scheinen die Kontinuität des römischen Marktes bis in die frühmittelalterlichen Zeiten anzuzeigen"*, und hält nun die archäologischen Befunde dagegen: *"Diese Argumente sind ein Allgemeinplatz in der Literatur; ihr genereller Fehler ist, daß es in der Periode von 500 bis 800 einfach kein kommerzielles System gab, in welchem die römischen Marktplätze operierten"* (Hodges 1982, 48). Man findet zwar die Kirchen in den Städten (Trier, Tours, Köln, Utrecht, Winchester), aber *"Ausgrabungen haben in der Tat keine Stadthäuser oder Artefakte, die mit regelmäßiger Markttätigkeit verbunden sind, aufgedeckt"* (Hodges 1982, 48).

Man findet also nur Kirchen, aber keine Stadthäuser, die doch - bei der "gesicherten" Kontinuität - zum damaligen Marktgeschehen gehören müßten. Also können Städte mit Kirchen nicht die Marktplätze ("market places") gewesen sein: *"Jedoch waren sie nicht die Mittelpunkte ('foci') von zentralen Marktplätzen und deshalb als solche keine mittelalterlichen Städte - und das mindestens bis zum 9. Jahrhundert. Dieser Punkt muß betont werden, dieser Punkt ist zentral für dieses Buch"* (Hodges 1982, 49).

Deshalb unterstellt man nun, daß sich an Plätzen wie Haithabu oder Dorestad in diesen 300 Jahren das Marktgeschehen der bisherigen Städte abgespielt haben müsse. Diese Unterstellung ist nicht gerade einfach zu bewerkstelligen: *"Die rudimentäre Beschaffenheit dieser Siedlungen <...> hat sich als das entscheidende Problem für die Frühmittelalter-Archäologie herausgestellt"* (Hodges 1982, 50). Aber die Rolle der Emporia als Markt sei - so Hodges - *"höchst zufriede-*

denstellend dokumentiert durch die regionalen Bewegungen von Artefakten" (Hodges 1982, 50). Daß heißt, die Markttorte selbst haben nur rudimentäre Spuren hinterlassen, aber ihre Handelswaren sind leicht zu finden. Weil aber nicht zuletzt Marktgeschehen eine Stadt definiert, müssen nach Hodges die Emporia die eigentlichen Städte gewesen sein. Als Hafensiedlungen waren sie für den Fernhandel zuständig; anderen Handel kann es - zumindest archäologisch betrachtet - nicht gegeben haben. Diese Emporia stehen vereinzelt oder erratisch in der Weltgeschichte herum, was gerade bei überregionalen Marktplätzen verwundern muß (jedoch zwangsläufig ist, weil sie künstlich aus ihren chronologischen Zusammenhängen herausgerissen wurden). Hodges will sie deshalb stärken und schließt auf königlichen Schutz (speziell Karls des Großen) für sie und auf königlich initiierten und verwalteten Fernhandel.

Hier ist nicht ausreichend Platz, um weitere Widersprüche und Merkwürdigkeiten einzelner Städte darzustellen. Gleichwohl haben die Archäologen um Hodges diese Arbeit schon weit vorangetrieben. Ihre Verallgemeinerungen stützen, ohne daß sie es selbst bemerkt hätten, die These von den 300 überzähligen Jahren, die die Historiker im Mittelalter führen.

Schlußfolgerung

Archäologie darf nicht Geschichte schreiben, sondern nur ihren eigenen Befunden folgend eine Ordnung aufbauen - ähnlich wie prähistorische Forschung, die im allgemeinen große Vorsicht bei der Interpretation walten läßt. Wenn die Befunde gegen die Geschichtsschreibung sprechen, muß die Archäologie die Widersprüche stehen lassen und sogar betonen.

Bedauerlicherweise sind die Archäologen sehr schnell bereit, Funde so zu deuten und einzuordnen, wie sie den Historikern passen - und geben dabei ihre Urteilsfähigkeit auf. Die zahlreichen Merkwürdigkeiten veranlassen mich, die Archäologen aufzufordern, auch die Theorie eines kurzen Mittelalters oder sogar eines fehlenden Frühmittelalters ernsthaft zu erwägen. An die Historiker dieses Anliegen zu richten, wird heute wohl noch vergebens sein.

Literatur

- Clarke, D.L. (1968): Analytical Archaeology; London
Clarke, D.L. (1972): Models in Archaeology; London
Dhondt, Jan (1988): Das frühe Mittelalter. Fischer Weltgeschichte Band 10; Frankfurt/M.
Flon, Christine (Hg. 1985): The World Atlas of Archaeology. Portlan House, New York
Hodges, Richard (1982): Dark Age Economics, The origins of town and trade A.D. 600-1000, Duckworth; London
Hodges, Richard / Hobley, Brian (1988): The rebirth of towns in the west AD 700-1050. CBA Research Report No 68, Alden Press Ltd; Oxford (Tagungsbericht von 1986)
Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (1) 4
Illig, Heribert (1992): Karl der Fiktive, genannt der Große; Vortragsskriptum zum Jahrestreffen der Zeitschrift *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Baden-Baden
Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (1991): Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (1) 36
Niemitz, Hans-Ulrich (1991): Fälschungen im Mittelalter; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (1) 36

. . .

Heribert Illig:

Karl der Fiktive, genannt der Große

Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein

Aus dem Inhalt:

Karl: der Mensch, der Rechtspfleger, Volkskundler, Mythologe, Philologe, Kunstmäzen, Germanist, Rhetoriker, Dialektiker, Computist, Hoherpriester, Priesterkönig, Liturgiereformer, Missionar, Moralist, Theologe, Gottessohn, Endzeitkaiser; Ahnherr Europas, der gewaltige Krieger, Diplomat, Friedensfürst, Kavallerist, Reichsmehrer, der Prophezeite...

...doch ohne Wirtschaft, ohne Städte, ohne Finanzen, ohne Handel oder Wandel, ohne Bauten und Malerei, ohne Kunst und ohne Eisen!

ca. 100 S. mit Abbildungen; 20,- DM, Auslieferung ab August gegen Einzahlung aufs Verlagskonto (oder Scheck)

. . .

Banküberweisungen aus dem Ausland ruinieren die Rekonstruktion. Beispiel: Von 160,- DM Transfersumme Zürich-München behält die Bank 20,- DM als Gebühr ein, zusätzlich kassiert sie Währungsumtauschgebühren und - wegen der langen Laufzeit - Zinsen.

Zur Symbolik der äolischen Säule

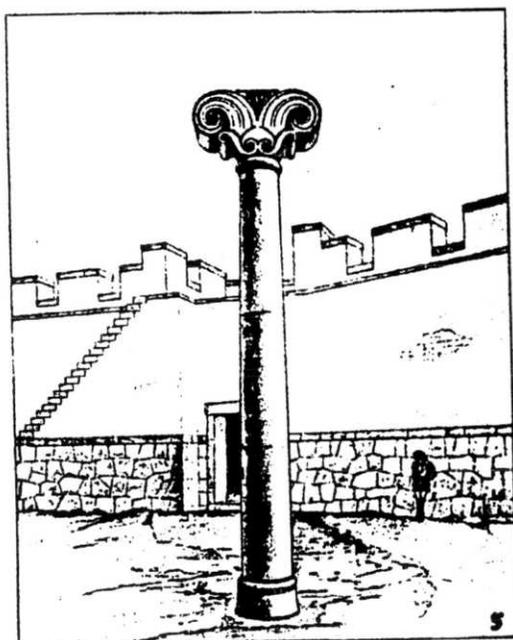
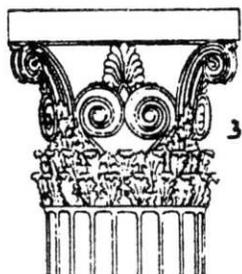
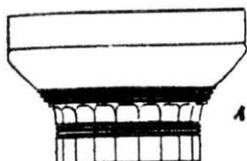
Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger
Heribert Illig

Gegenüber den drei klassischen Kapitellformen - dorisch, ionisch, korinthisch - führt das äolische Kapitell ein Schattendasein. Oft wird es einfach als proto-ionisch bezeichnet, obwohl es nur wenige Jahre vor dem ionischen Kapitell entstanden ist (wie dieses und das dorische Kapitell Anfang des -6. Jhs.) und sich charakteristisch unterscheidet.

Zwar zeigen beide Formen die spiralförmig nach unten weisenden Einrollungen (Voluten); doch die ionischen Voluten sind gleich doppelt quer-waagrecht miteinander verbunden, während die äolischen Voluten von unten senkrecht aufsteigen und in dem Zwickel zwischen den beiden auseinanderweisenden Spiralästen gerne ein Dreieck zeigen. Wie der dorische Echinus "weich" ausbuchtend den Architrav abfedert, so könnte beim ionischen Kapitell von einem Polster gesprochen werden, das sich an den Seiten einrollt; dagegen tragen die äolischen Voluten aufrecht-elastisch nur an zwei (inclusive der Spitze an drei) Punkten das Gebälk.

Aufsehen erregte das äolische Kapitell bislang nur dadurch, daß es schon vor seiner Erfindung durch kleinasiatische Griechen als **proto-äolisches Kapitell** auftritt (Heinsohn 1988a, 173); diese "proto-proto-ionische Form" kann um bis zu vier Jahrhunderte vorausellen. In diesen verfrühten Exemplaren tritt es an Pilastern, Pfeilern und Lisenen auf, während die klassische griechische Tempelsäule noch gar nicht erfunden ist.

Proto-äolische Frühformen treten in Klein- und Vorderasien, auf Zypern und Kreta auf. In herrschender Chronologie entstehen sie wohl auf dem Zypern des -10. Jh., finden sich dann im Palästina und Syrien des -10. bis -8. Jh. (ganz ausgeprägt in "salomonischen Tempeln", weshalb sie noch heute israelische Schekelmünzen zieren), weiter im -7. Jh. an der anatolischen Westküste, um sich im -6. Jh. dort von Karlien bis zur Troas auszubreiten. Die als Etrusker auswandernden Lyder (Herodot I:94) bringen es im -7./6. Jh. nach Etrurien, die Phönizier bis nach Spanien; auch Philister und Karthager sind vermittelnde Zwischenträger. Im Hebräischen steht "kaphthor" für Kapitell, "i kaphthor" für Kreta, weshalb angenommen wird, daß es die aus Kreta kommenden Philister mitgebracht hätten; (die Mehrzahl "kaphthorim" scheint für die Voluten zu stehen.)



1: Frühes dorisches und 2: frühes ionisches Kapitell, -6.Jh. 3: erstes korinthisches Kapitell, Bassae, ca. -420 4: korinthisches Kapitell, Didyma, nach -313 (alle Koch 15) 5: rekonstruierte äolische Votivsäule, Larissa, ca. -570 (Charbonneaux 174)

Bislang wurde kaum beachtet, daß diese aufsprießende Volutenform keineswegs auf Kapitelle beschränkt ist, sondern sich in zahllosen Spielarten findet. Als **zweidimensionaler Dekor** zeigt es sich auf Trinkgefäßen und Vasen, als dreidimensionales Zierelement auf Bronzegüssen; es tritt in **Kommandostabform** (bei Assyrern und Persern im Relief überliefert) oder als Schmuckform bei Zisellierungen etc. auf. Insbesondere die **klassische Palmettenform** steht mit dem äolischen Kapitell in engster Verwandtschaft und schafft dessen - allerdings unverständlicher - Aussage weiteste Verbreitung.

Mit geschärften Blick finden wir es schon im späten Mykene auf Broschen und selbst - als härteste Attacke auf die orthodoxe Chronologie - an maltesischen Tempeln Ende des -4. Jtsds. Hier müßten wir dem Proto-äolisch noch einige weitere "Protos" voranstellen.

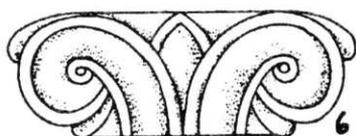
Identität von Säule und Altar

Bei diesen Zierformen ist aufgefallen, daß die Voluten sich nicht nur abwärts einrollen, sondern - oft in Kombination - auch aufwärts. Aufwärts eingerollte Eckvoluten zeichnen nun auch **griechische Altäre** aus. Auf einer Plattform stehend, sind die vier Ecken des Altars durch Voluten betont.

Bei den **Assyrern** finden wir Altäre und "Symbolsteine" mit vier reduzierten Voluten, die sich wohl abwärts einkrümmten. Dieselbe Eckbetonung ist uns aus der Bibel als "Hörner des Altars" wohlbekannt. Ursprünglich haben den einfachen Altarblock senkrechte Steine (d.h. Menhire) umstanden. Diese "Masseben" (Malsteine) wurden dann mit dem Altar vereinigt, indem sie in reduzierter Größe die Ecken betonten.

Wir wissen nun aus **Plato**, daß nicht allein der Altar dem Opfer diente, sondern ursprünglich die Säule. In seinem Atlantis-Bericht, den wir als Beschreibung spätbronzezeitlicher Kultur erachten (Illig 1988, 143f) heißt es: "Den Stier aber, den sie <die Könige> fingen, schafften sie auf die Säule und schlachteten ihn auf der Höhe derselben über der Inschrift" (Plato, Kritias 119e).

Es gibt also doppelte Übereinstimmung. Säule(nkapitell) und Altar dienten dem Opfer, Säulenkaptell wie Altar zeigen charakteristische Hörnerbildungen. So dürfen wir den Altar als Kurzform der kapitellgekrönten Säule zu sehen. Es bietet sich an, die auf- und abwärtsgerichteten Hörner mit den Hörnern der wichtigsten Opfertiere - Stier und Widder - zu assoziieren. G. Heinsohn hat darauf aufmerksam gemacht, daß zur Katastrophenbewältigung Himmelsgeschehen nachgespielt worden sei. Deshalb wurden Menschen an Bäume gebunden und



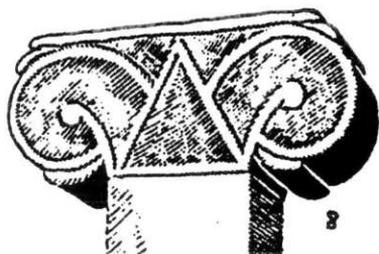
0 — 20 cm



0 — 20 cm



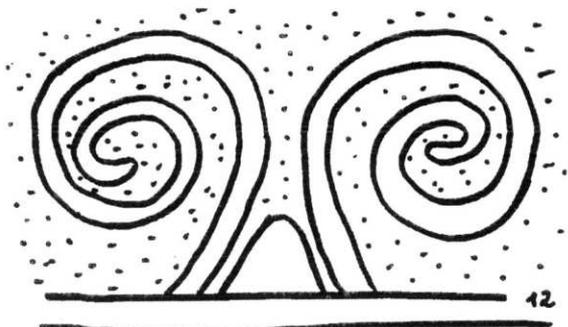
9



8



10



12



11

Proto-äolische Kapitelle: 6/7: Israel, -10./8. Jh. (Dever 113), 8: Megiddo, um -1000 (Weippert 260) 9: Cerveteri, -6. Jh. (nach Charbonneaux 172) 10: Relief aus Enkomi, -8. Jh. (Murray 26) 11: Zypern (Spanuth 137) 12: Relief im Tempel Haġar Qim, Malta, -4. Jtsd.

geopfert; Tieropfer, Großstatuen und Säulen traten später an die Stelle des Menschenopfers (Heinsohn 1988b, 24-44).

Identität von Altar und Zikkurat

Zum jüdischen Kult gehörte der **Hörneraltar** mit bisweilen monumentalen Ausmaßen. Hes 43,13ff beschreibt für Jerusalem "einen dreistufigen Bau ähnlich dem babylonischen Stufenturm. Die Basis (8x8x1 m) ruhte in einem vertieften Fundamentlager, darüber der 2. Absatz (7x7x2 m), darüber - mit vier Hörnern versehen - der Opferherd (6x6x2 m), Ariel genannt. Von Osten führte eine Treppe hinauf" (Schlatter 46).

Dies ist in der Tat die Beschreibung eines mesopotamischen Stufenturms, den die Bibel als "**Turm zu Babel**" überliefert, die Archäologie als Tempeltürme ("Ziqquratu") freigelegt hat. Die damaligen Stadtstaaten hatten neben zahlreichen Flachtempeln meist nur einen "Hochtempel", der sich in 7 Stufen bis zu 90 m Höhe auftürmen konnte. Oben standen - archäologisch kaum nachzuweisen - Tempel und/oder Altar. Überlieferungen berichten uns von Himmlischen Hochzeiten, Götterversammlungen oder - bei den Mayas - von wüsten Menschenschlachtopfern.

So kann die Zikkurat als hochgestufter Altar oder als gestufte Säule, der Altar als miniaturisierte Zikkurat und Kurzform einer Säule gesehen werden.

Identität von Zikkurat und Pyramide

Herodot führt uns noch einen Schritt weiter, wenn er von der **Cheopspyramide** berichtet: "Gebaut wurde diese Pyramide gleichsam in Treppenstufen oder 'Kragen', wie einige andere es nennen, oder 'Altärchen'" (II:125). Meint er damit ihre 201 Steinlagen, deren Höhe zwischen 49,5 und 150 cm variiert? Forscher glauben zu wissen, daß es eine innere Cheopspyramide gibt, geformt wie eine Stufenpyramide und vielleicht sogar mit einer sorgfältig ausgeführten Verkleidung. "Es ist fast sicher. Wir können aber nicht mit Bestimmtheit sagen, wie viele Stufen dieser innere Bau besaß. Man müßte die Pyramide abtragen, um es zu wissen" (Goyon 160).

Es wurden also auch die glatten Pyramiden zu den Stufentürmen, zu den aufgetürmten Altären gezählt. Daß sie Opferstätte war, ist durch die Totentempel mit ihren Schlachthöfen am Fuße der Pyramiden ohnehin belegt. Warum dann die glatte Hülle? Beim äolischen Kapitell gehört das abstrakt geometrische Dreieck zur Gesamtform. Bei den



13

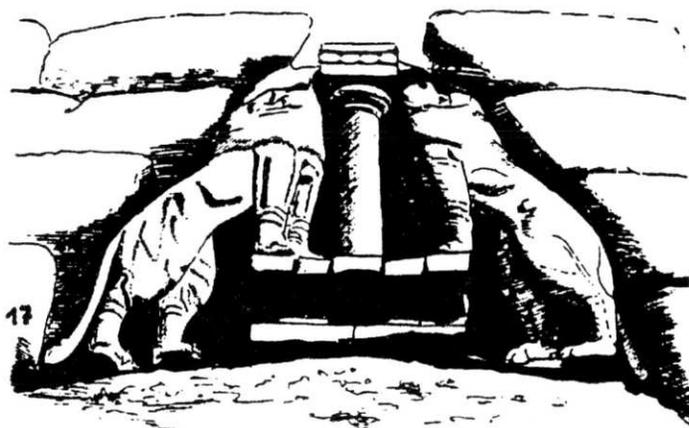


14



16

15



17

13/14: Zwei griechische Stirnziegel mit Palmettenmuster (Koch 14)
15: Palmettenband auf griech. Tongefäß (Meyer 162) 16: "Lebens-
baum" und Cherub, Samaria, phönizisches Elfenbein, -9./8. Jh. (Dever
113) 17: Säulenkult, Löwentor in Mykene, -13. Jh. (Amiet 356)

Ägyptern hatte es sich zu einem gigantischen pars pro toto ausgedehnt.

Säule als Lebensbaum

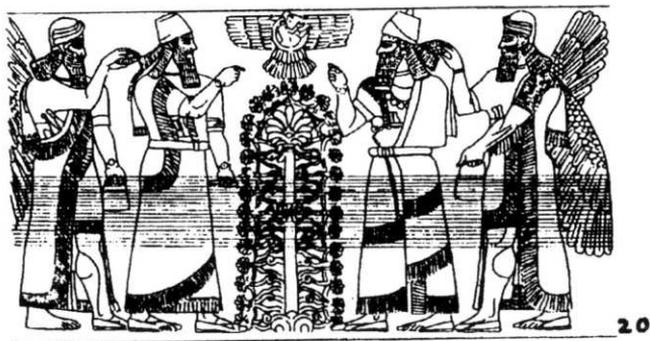
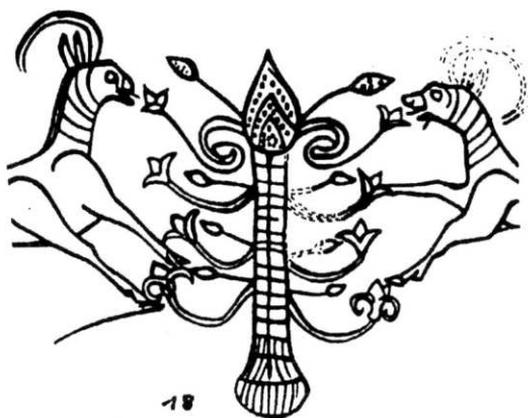
Die Säule tritt bekannterweise im alten Kreta als Kultobjekt auf, das antithetisch von Tieren oder Menschen flankiert wird. An ihre Stelle kann in Palästina der **Lebensbaum** treten. An ihm - der uns nicht nur aus der Genesis, sondern aus vielfältigen Darstellungen bekannt ist - können wir äolische Kapitellformen als Knospen und Blüten finden. Die Volute wird nun Teil der aufbrechenden Knospe. Die Reihenfolge Henne-Ei respektive Volute-Knospe ist hier, wo es um ein assoziierendes Verfolgen unterschiedlicher Formen mit immer wiederkehrendem Symbolwert geht, noch kein Thema.

Die griechischen und ägyptischen Säulen- und Kapitellformen werden primär pflanzlich, als Nachempffindungen früherer Bauten in Holz und anderen organischen Materialien gedeutet. Wir erkennen vielfältige Pflanzenteile: Papyrusstengel, Lotosblüten, Akanthusblätter oder immerhin weiche Auflagen wie beim dorischen Echinus (das "Kissen" zwischen Säulenschaft und Gebälk). Das steinerne, starre, "ewige" Gebäude steht für lebendiges Material und Symbole des Lebens.

Säule als Himmelsträger

Säulen treten nicht nur als Architekturglieder auf, sondern auch **freistehend**. Überreich ist der Befund: die beiden Säulen zu Seiten des salomonischen Tempels, paarweise Menhire vor megalithischen Cairns und etruskischen Tumuli, freistehende Felsplatten in maltesischen Tempeln, das Symbol der Säulen des Herakles, das sich bei so vielen alten Völkern findet - Griechen, Phönizier, Karthager, Philister, Etrusker, Malteser haben dieselbe Vorstellung.

Nämlich diese: Der Himmel muß gestützt werden, das Universum braucht einen **Atlas**. Für Homer "hält <Atlas> die Säulen, die hohen, welche die Erde und auch den Himmel beiderseits halten" (Odyssee I:53), erst bei Hesiod wird er selbst zum Himmelsträger, nach dem ein Berg benannt wird. Auch Ägypten, das nicht sofort mit diesem Motiv in Verbindung gebracht wird, kennt es, sogar in dreifacher Variation: Als Luftgott Schu, der als Personifikation des Lufthauchs den Himmel trägt, als Himmelsgöttin Nut, die den Himmel über ihrem Gatten - Geb, die Erde - wölbt und hochhält, und als Djed-Pfeiler, jenes Bild für Dauer und Beständigkeit, das vierfach ineinandersteckt und somit



18: Lebensbaum und Tiere, Malerei, Kuntillet 'Ajrud/Israel (Dever 143)
19: "Standarte", phönizisches Elfenbein, -8. Jh. 20: Assurnasirpal II.,
Lebensbaum und Gotteskone, Gipsrelief, Nimrud, -9. Jh. (Amiet 113)

an den vier "Ecken" von Erde und Himmel steht (Illig 1988, 115). Überdies gibt es Amulettformen, die der äolischen Säule entsprechen.

Unsere Betrachtung kann jetzt über den mediterran-vorderasiatischen Raum und über die Antike hinausgreifen, denn diese Vorstellung findet sich auch in viel späteren Zeiten:

Zur solitären Säule Platons ("eine mächtige Säule, von den Urvätern errichtet") 'scharren sich' germanische Irmingsul und selbst die **Ro-landsäulen**, der Himmelsnagel, auf dem der Pol- oder Nagelstern ruht, die Weltachse, der Weltenbaum (**Yggdrasil**). Diese Weltenstütze kann dargestellt werden wie eine mehr oder weniger ausgerollte Volute, im Extremfall entsteht die Gestalt des T-Kreuzes (nicht des gleichschenkligen Kreuzes). Und noch in säkularisierter Zeit halten Asterix und seine Gallier die Angst vor dem Stürzen des Himmels im allgemeinen Bewußtsein.

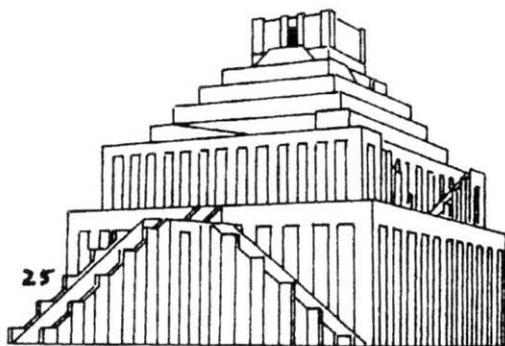
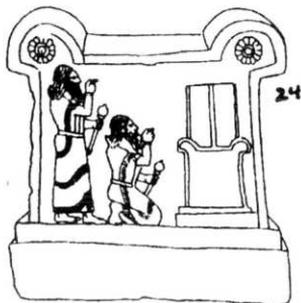
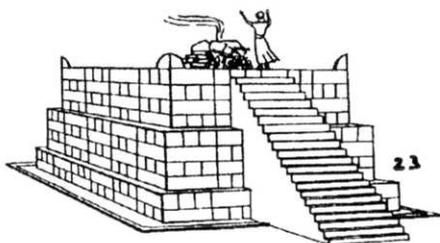
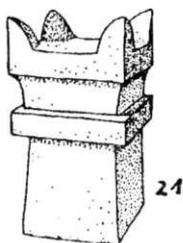
Im Nachvollzug der obigen Gleichsetzung Säule \approx Altar \approx Zikkurat \approx Pyramide finden wir auch die Eigenschaft des Himmelsträgers nicht auf die Säule beschränkt. Der Altar mit seinen vier Hörnern übernimmt sowohl als "Einzelsäule" wie als vierfacher Träger durch seine vier Eckmenhire die Trägerrolle. Menhire werden ohnehin als Himmelsstützen betrachtet. Der Turm von Babel trug den Namen Etemenanki, d.h. "Grundlage des Himmels und der Erde"; er war als 'skyscraper' bekannt ("Auf! Laßt uns einen Turm bauen, der bis zum Himmel reicht" Gen 11,3).

So gehören zusammen: Himmelsträger, Opfertisch und Ort der Begegnung mit der Gottheit, mit dem Jenseits.

Der Himmelsträger im hohen Mittelalter

Trotz dieser Vielfalt muß es doch überraschen, daß noch bis ins 13. Jh. hinein diese Vorstellungen andauern. Erst dank der drastischen Verkürzung der Chronologie - Verbringen des Megalithikums ins 1. Jtsd., Streichen der Dunklen Jahrhunderte und des frühen Mittelalters - ist die dazu notwendige Kultkontinuität und Tradierung gesichert.

Für das Mittelalter hatte **Beda Venerabilis** (konventionell 672-735) das herrschende Weltbild definiert: "Der **Baldachin** mit dem Erdgeviert und den vier **Weltsäulen** sowie der **Kuppel** darüber war altorientalisch wie vieles anderes auch, aber die Sache war bildhaft und architektonisch und damit der Kunst förderlich als **Weltallegorie**" (Holländer 35). Dementsprechende Darstellungen sind häufig.



- 21: Hörneraltar (Höhe 55cm), Megiddo, -8./7. Jh. (Schlatter 44)
22: Poseidon-Altar, Kap Monodendri (Charbonneaux 174) 23: Rekonstruktion des Altars vor dem Tempel in Jerusalem, -6. Jh. (Schlatter 45) 24: "Symbolstein" des Tukulti-Ninurta I., -13. Jh. (Amiet 112)
25: Zikkurat in Babylon ("Turm zu Babel"), -6. Jh. (Amiet 95)

Zunächst muß jedoch ein Mißverständnis ausgeräumt werden. Das **korinthische Kapitell** hat nicht die Voluten des fast immer "zweidimensional" gesehenen ionischen Kapitells übernommen, sondern die aufsteigenden Voluten des äolischen Kapitells; sie sind es, die aus den Akanthusblättern hervorklugen, wie das allererste seiner Art - in Bassae - klarstellt. Das äolische Kapitell verschwindet also nicht frühzeitig aus dem Formenkanon, sondern geht im korinthischen auf. Mit dieser Erkenntnis ist es leicht, in verschiedenen Kapitellformen nach 1000 - wie im Knospen-, Krabben-, Palmetten-, Kelchblock- oder dem antikisierenden Kapitell das äolische wiederzuerkennen.

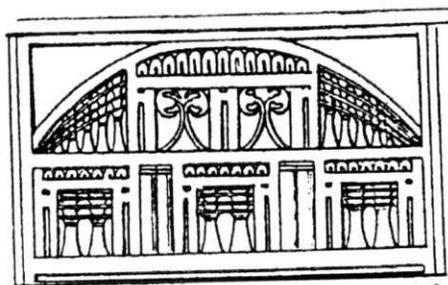
Beispielgebend dafür ist die Darstellung im **Baptisterium zu Florenz**. Über dem Altar tragen - in Mosaikdarstellung - vier Säulen mit äolischen Kapitellen vier Atlanten und diese den Himmel, der hier als abstrahierte Radkonstruktion gezeigt wird. Noch um 1225 ist also die altherwürdige Vorstellung lebendig, gehören Altar und Himmelsstützen zusammen. Zu allem Überfluß treten hier auch noch Voluten in Form aufspringender Wasserstrahlen hinzu.

Und die Paraphrasen sind vielfältig. Wir finden reine Volutenkapitelle, wieder mit der Spitze zwischen den Eckvoluten, wir finden Kapitelle mit vier Widderköpfen an den Ecken, statt der proto-äolischen Spitze einen Menschenkopf, wir finden gekrümmte Menschenkörper statt der Voluten. Davon unabhängig entwickelt sich die Kreuzesdarstellung, die ab 970 zur Monumentalform findet. Das Kreuz gilt dem Christen als der Lebensbaum, der bei Adam wurzelt und über Christus auf das Weltende weist.

Parallelführung der Symbolik

An dieser Stelle sollen weitere Symbolgehalte nur angesprochen werden. So dürfte auch das ägyptische **Hathor-Kapitell** mit seinen nach oben eingerollten Voluten dem Sinngehalt des äolischen Kapitells entsprechen.

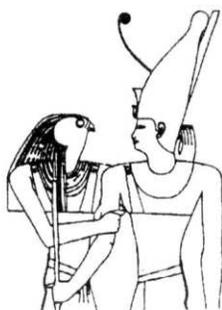
Das ägyptische **Pferdejoch** ist ähnlich geformt wie die phönizische (ausgerollte) Volutenform; zusammen mit der Deichsel ergibt sich das Himmelsträgerbild. Beim Joch geht es um Lenkung und Führung; es stammt zusammen mit Pferd und Streitwagen aus dem eurasischen Steppenraum. Joch heißt im Sanskrit Joga, worunter immer eine ganzheitliche Disziplinierung und Elnordnung in ein höheres Ganzes verstanden wurde. Das lateinische jugum bedeutet jenes Joch, unter das die Römer ihre Feinde zwangen. Dieses Joch stand für die römische Weltansicht. Dieselbe Optik wie Joch und Deichsel bietet auch ein wassertransportierender Mensch unterm **Tragejoch**.



26



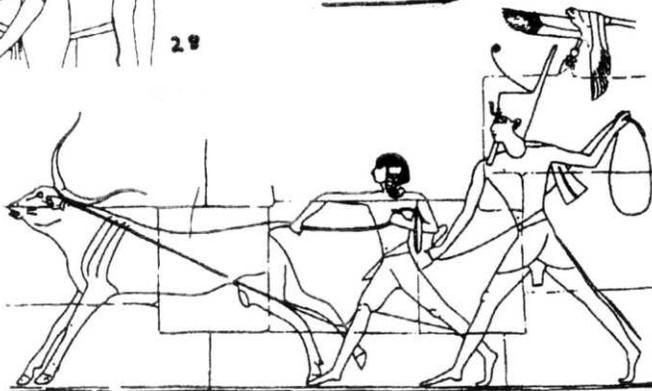
27



28



29



30

26: Djed-Pfeller-Fries, Mentuhotep II., Deir el-Bahari (Heinsohn/Illig 152) 27: Hathor-Relieffelder, Abu Simbel, Ramses II., -13. Jh. (Amiet 317) 28: Sesostris mit weißer Krone Oberägyptens, -20. Jh. (Amiet 249) 29: Luftgott Schu, Nackenstütze Tutanchamuns, -14. Jh. 30: Ramses II. jagt Stier (ohne Metallwaffe), mit roter Krone Unterägyptens, -13. Jh. (Amiet 286)

Auch der Bogen, insbesondere der **Reflex- oder Kompositbogen** der Skythen, bietet das Aussehen der halb aufgerollten äolischen Volute.

Wichtig ist der **Bischofsstab**. Dieses Sinnbild der Regierungsgewalt existierte anfänglich, vom 10. bis 13. Jh., auch als Taustab (griechisch tau = T = τ). Sein T-förmig abschließendes Querstück birgt die beiden abwärts eingerollten Voluten in sich; bei richtiger Chronologie entwickelt sich aus dieser Urform der Stab mit einfacher Krümmung, also mit nur einer, nunmehr größeren Volute.

Und last not least steht das astrologische Zeichen für das **Tierkreiszeichen Widder**, ♈, am Beginn des Jahreszyklus. Es wird gefolgt vom Zeichen ♉ für den Stier.

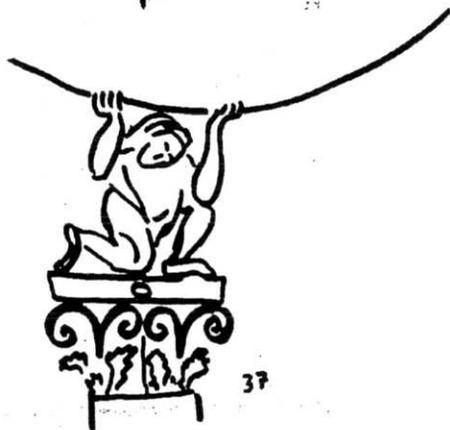
Was bedeutet die Volute?

Günter Lüling hat bereits die Etymologie für die Konsonantenfolge KLM dargelegt (Lüling 1984). Die Säule, lat. *columna*, steht als Gleichnis für Pflanze, Baum und Heros, konkret als Ort für die (göttliche) Rechtssprechung, als Grenzzeichen zwischen Diesseits und Jenseits (Lüling 108, 116). Direkt damit verbunden sind lat. *columna* = Gebirge und *culminare* = hervorragen. Der Kelim schließlich ist ein Teppich, der die Säule verhüllt und symbolisiert.

Aber auch die Taube (*columba*) gehört laut Lüling zu diesem Wortstamm. Das verbindende Element ist die Umkränzung, die Umringung. Slaw. *Kulm* = Berg meint einen **Spitzkegel, mit Wolken umgrenzt**.

Auf die Säule bezogen entspräche die Umkränzung dem Volutenkapitell. P. Mikolasch hat in der Diskussion hervorgehoben, daß das Opfer nicht zufällig "oben" erfolgt: *auf* dem Altar, *auf* der Zikkurat, *auf* der Säule. Wenn himmlische Katastrophen nachgespielt werden, dann zwangsläufig möglichst weit oben. Es werden also dort oben Opfer gebracht, zunächst laut G. Heinsohn Menschen, die obendrein an eine Säule gebunden werden und schließlich durch die Säule ersetzt werden (Heinsohn 1988b, 34). Dann wird etwas Gehörntes geopfert, zunächst Schlachttiere wie Stier und Widder, aber stellvertretend für ein größeres Gehörntes, das einst verheerend gehaust hat. Wir denken sofort an die gehörnte Venus Vellkovskys, an den "gehörnten" Drachen, der im Westen Gefährliches symbolisiert, im Osten euphemistisch zum Glückssymbol geworden ist.

Fassen wir zusammen: Im äolischen Kapitell, in der äolischen Säule finden wir ein (vernachlässigtes) Symbol zentralster Art: Himmels-



31-33: Drei romanische Kapitelle, Klosterkirche Schwarzach (Meyer 129) 34: Widderkapitell, frühes MA, Ravenna (Kutzill 65) 35: Zeichnung auf Phillsternapf, -1160 (Spanuth 136) 36: Irminsul, Externsteine, im Original geknickt dargestellt (Spanuth 136) 37: Himmels-träger auf äolischer Säule, Mosaik, Baptisterium Florenz, um 1226 38: Griechischer Kalbträger, -6. Jh.

träger, Weltenstütze, Ort, an dem die Götter sprechen, Verbindung von Diesseits und Jenseits, Symbol des Lebens und der Auferstehung. All das dargestellt in Stein, aber Holz, Pflanzen, Tiere, Menschen, Leben symbolisierend (und durch sie symbolisiert). Wir erreichen damit zentrale Glaubensinhalte der Religionen: ein Himmelsträger, der das Leben auf der Erde ermöglicht, die Opferstätte zur Beschwichtigung der Götter, die Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits. All dies darf auch übertragen werden auf die Symbolstätten Altar, Zikkurat und Pyramide.

Am sinnfälligsten wird diese beziehungsreiche Vorstellung im Chor einer mittelalterlichen Kirche: **San Lorenzo de Arari in Orvieto**: Auf drei Stufen (Zikkurat) steht der Altar, wohl der einzige etruskische, der noch seinen ursprünglichen Zweck erfüllt. Er hat die Form einer Stützsäule. Um ihn stehen die vier himmelstragenden Säulen samt äolischen Kapitellen, die ganz nach Beda einen Baldachin, den Himmel, über dem Altar aufspannen. Er wird gekrönt von einer Pyramide. Wie bestellt treten alle Teile zum Symbol zusammen, das sie sonst separat verkörpern.

Santorin = Thera = Kallistē = Strongylē

Eine weitere, keineswegs exklusive Assoziation drängt sich auf. Gerade weil die einstige Mittelsäule so kurz (geworden) ist, müssen an ihrer Stelle vier neue Säulen den Himmel tragen. Das wäre, auf den mediterranen Raum übertragen, **Santorin**. Diese Insel galt einst als "die sehr Schöne" (Kallistē) oder "die (Wohl-)Gerundete (Strongylē), bis in spätmykenischer Zeit dieser ebenmäßige Spitzkegel (Pyramide) in einem gewaltigen Ausbruch (dreimal stärker als der Krakatau) explodierte und sich in ein meerüberflutetes Kraterrudiment verwandelte. Wir wissen nicht, ob diesen Vulkan, an dessen Hängen die Mykenen ihre Häuser mit Fresken schmückten, eine Dampf- oder Rauchwolke umgab. So wäre das Bild des wolkenumgürteten Berges vollkommen.

Dieser historisch fixierbare Ausbruch braucht keineswegs ein solitäres Ereignis gewesen zu sein; er kann im Rahmen einer extraterrestrischen Beinahekollision ausgelöst worden sein. Auf jeden Fall folgte der Eruption das "Einstürzen des Himmels": jahrelange Düsternis, lahmegelegte Landwirtschaft, Elend und Hungersnot. Dann wäre klar, daß zumindest postkatastrophisch der Vulkan Santorin als tragender Himmelspfeller gesehen werden konnte, dessen Fehlen durch die Säulen des Herakles, durch den Atlant oder durch das Gebirge Atlas,



39: Ahura Mazda über Feueraltar, achämenidisch, -5./4. Jh. (Amiet 73) 40: Gott Assur über Lebensbaum, assyrisch, -833 (Lloyd 185; vgl. zu beiden Heinsohn 1992) 41: "Antennenschwert"; gemäß Lülling steht das Schwert auf seinen Voluten und ist ein "Kultwagenschwert"; es vermittelt zwischen Lüllings Vorstellungen über die Wiederauferstehungskulte und dem Komplex "äolische Säule" (Lülling 32f)

eben durch das Stützen des Himmels zu ersetzen war. So wäre das Kircheninnere von Orvieto - vier Säulen umstehen einen Säulenschaft - vollständig erfaßt. Es mag dann auch weniger überraschen, daß das hebräische Wort kaphthor sowohl für Kapitell wie für das minoisch-mykenische Kreta stand. Die Entwicklung lief also vom gestürzten zum gestützten Himmel.

Zur unterägyptischen, weißen Krone des Pharaos gehört ein absteigender Spiraldraht, eine Volute (bei der Art ägypt. Profildarstellung könnte sie sogar für zwei Voluten stehen). Ist etwa der Pharao der Himmelsträger, dessen vereinigte Krone sowohl den zerstörten Kegelrest wie den unzerstörten Kegel samt Symbolvolute trägt? Dann wären "die beiden Ägypten", die nicht zwangsläufig nur Unter- und Oberägypten sein müssen, sondern auch für das Ostufer der Lebenden und das Westufer der Totenwelt stehen könnten, (auch) das prä- und postkatastrophische Land. Jüdische Hohepriester trugen eine Art Zweispitz, der die Symbole von Stiergehörn, Mond- oder Venussichel und hochgedrehter Volute in sich vereinigt.

Zum Wiederauferstehungsglauben

Was berichtet die nordische Sage der Götterdämmerung? Die Asen gehen unter, doch einer überlebt: Odins Sohn Widar. Mit ihm beginnt die neue Zeit nach dem Untergang, sein Symboltier ist der Widder, das Opferlamm, der wiederauferstehende Sohn. Nachdem dort ohnehin das Symbol des zentralen Pfeilers, des kosmischen Berges oder eines Weltbaumes bekannt ist, symbolisieren Säule und Widderkapitell den geretteten Himmel wie die wiederauferstandene Erde. Heidnische Motive behaupten bis ins 13. Jh. ihre Bedeutung innerhalb christlicher Ikonographie.

Für Lülting steht der Tierleib als Symbol für Auferstehung, Weiterleben. Er findet megalithische Cairns in Tierleibform, mit einem Kammer-system an der Stelle von Vagina und Uterus. Ebenso findet er Säulen mit Tierleibkapiteln oder -basen, die ihm auf die Auferstehung hindeuten. Von solchen Vorstellungen leitet sich der kanaanitische Gräberkult ab, den die Propheten bekämpfen.

Für die Pyramide dürfen wir dasselbe ableiten: Himmelstütze, Opferaltar, Tor zum Jenseits, ein inneres Kammer-system als Auferstehungsraum. Fraglich bleibt nur, ob die Kammer ein wiederholt besuchter Kultplatz war oder stets verschlossen blieb. Nur eins ist sicher: Eine simple Grabkammer wird es praktisch nie gewesen sein, sonst

würden wir nicht versiegelte, aber trotzdem leere Sarkophage kennen, sondern Pharaonenmumlien aus Pyramiden.

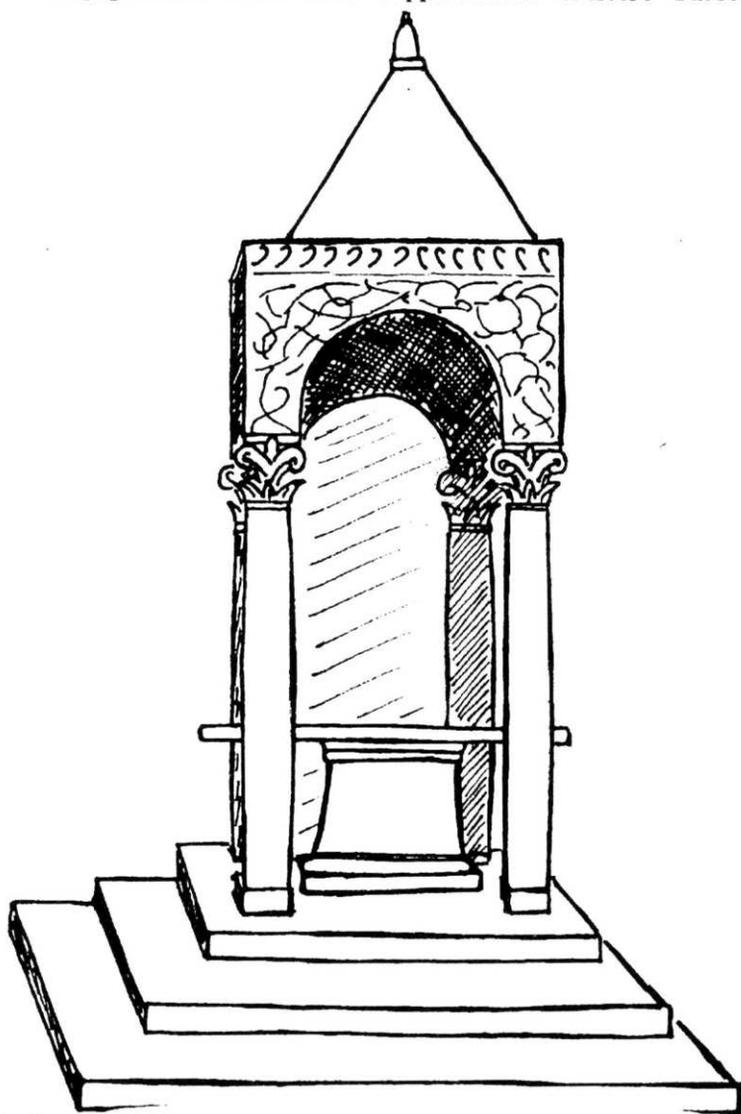
Das christliche Kreuz ist ohnehin eindeutig: An seinem Tragbalken hängt das Menschenopfer, das mit seinem Tod und seiner Auferstehung den Menschen den Himmel erhält. An seinem Fuß liegt Adams Schädel, während der Auferstandene auf das Ω menschlicher Entwicklung hinweist.

Schließlich sei noch die **Ahura Mazda-Ikone** erwähnt, von der G. Heinsohn zeigen konnte, daß sie identisch ist mit der Ikone des assyrischen Hochgottes (Heinsohn 1992). Diese "Flugmaschine", teils bemannt, teils unbemannt, "schwebt" häufig über dem Lebensbaum. Nachdem sie unten ebenfalls Voluten zeigt, die zu oft technisch-mechanistisch interpretiert worden sind, liegt es nahe, sie als losgelöstes "äolisches Kapitell" zu interpretieren und damit in das hier entwickelte umfassende Assoziationsgebäude zu integrieren. Im Falle dieser Ikone sehen wir statt des Flugdrachens eine Halbfigur. Aus "dem Bösen" hat sich hier zunächst die Vorstellung des einzigen Gottes, jenseits von Gutem und Bösem Geist, entwickelt, die dann zur Personifikation des Guten wird, das gegen das Böse kämpft.

Literatur:

- Amiet, Pierre et al. (1988): Handbuch der Formen- und Stilkunde. Antike; Wiesbaden
 Charbonneau, Jean et al. (1977): Das archaische Griechenland; München
 Dever, William G. (1990): Recent Archaeological Discoveries and Biblical Research;
 Goyon, Georges (1987): Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte; Herrsching
 Heinsohn, Gunnar (1988a): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.
 Heinsohn, Gunnar (1988b): Was ist Antisemitismus?; Frankfurt/M.
 Heinsohn, Gunnar (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?; Gräfelting
 Heinsohn/Illig (1990): Wann lebten die Pharaonen; Frankfurt/M.
 Herodot (1984): Historien; Essen
 Holländer, Hans (1991): Kunst des frühen Mittelalters; Stuttgart-Zürich
 Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
 Koch, Wilfried (1988): Europäische Baustilkunde; München
 Kutzli, Rudolf (1974): Langobardische Kunst; Stuttgart
 Lloyd, S. (1988): The Archaeology of Mesopotamia; London
 Lilling, Günter (1984): "Archaische Wörter und Sachen des Wallfahrtswesens am Zionsberg"; in G. Lilling (1985): *Sprache und Archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen, S. 9-100
 Meyer, Franz Sales (1989): Handbuch der Ornamentik; Wiesbaden
 Murray, A.S. (1900): Excavations in Cyprus; London
 Schlatter, Theoder et al. (1989⁶): Calwer Bibellexikon; Stuttgart
 Spanuth, Jürgen (1980): Die Philister, das unbekannte Volk, Osnabrück
 Weippert, H. (1977): "Säule"; in K. Galling (Hg): *Biblisches Reallexikon*; Tübingen

Dieser Artikel, die erweiterte Fassung des Vortrages in Baden-Baden am 30.5.1992, beschränkt sich gleichwohl in Text und Illustration auf das Allernotwendigste. Die Thematik wird in einem von Peter Mikolasch herausgegebenen Band über Teppichkunde breitere Darstellung finden.



42: Ziborium in der Apsis von San Lorenzo de Arari, Orvieto, 12. Jh.
(Zeichnung H. Illig)

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart.
Interdisziplinäres Bulletin
4. Jahrgang 3. Heft 1992

- 3 Editorial
- 4 Heribert Illig: In der Wolfsschlucht. Jahrestreffen
1992 in Baden-Baden
- 8 Gunnar Heinsohn: Perserherrscher = Assyrerkönige?
- 10 Gunnar Heinsohn: Helena und Theseus. Gibt schon
Herodot überzeugende Hinweise gegen ein "Dunk-
les Zeitalter Griechenlands?"
- 18 Horst Friedrich: Kelleys Schlüssel funktioniert! "Die
metaphorische Basis der Sprache", 1992
- 25 E. Morgan Kelley: Zum "Indogermanischen Stammbaum"
- 32 Oliver Schnee: Kritik an Kelleys Aufsätzen
- 43 Leserbrief von Hans-Ulrich Niemitz
- 45 Walter Stender: Leben wir auf fremder Erde?
- 55 Hans-Ulrich Niemitz: Archäologie und Kontinuität.
Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter?
- 69 Heribert Illig: Zur Symbolik der äolischen Säule.
Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger
- 2 Impressum
- 9, 17, 24, 68 Neuerscheinungen von de Grazia, Hein-
sohn, Illig, Kelley, Sweeney
- 54 Neptuns Ringsegmente aus Mondresten geformt?
(Zeitungsmeldung)